Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 63 (1923)

Artikel: Pfarrer Johann Jakob Bernet
Autor: Schiess, T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946489

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

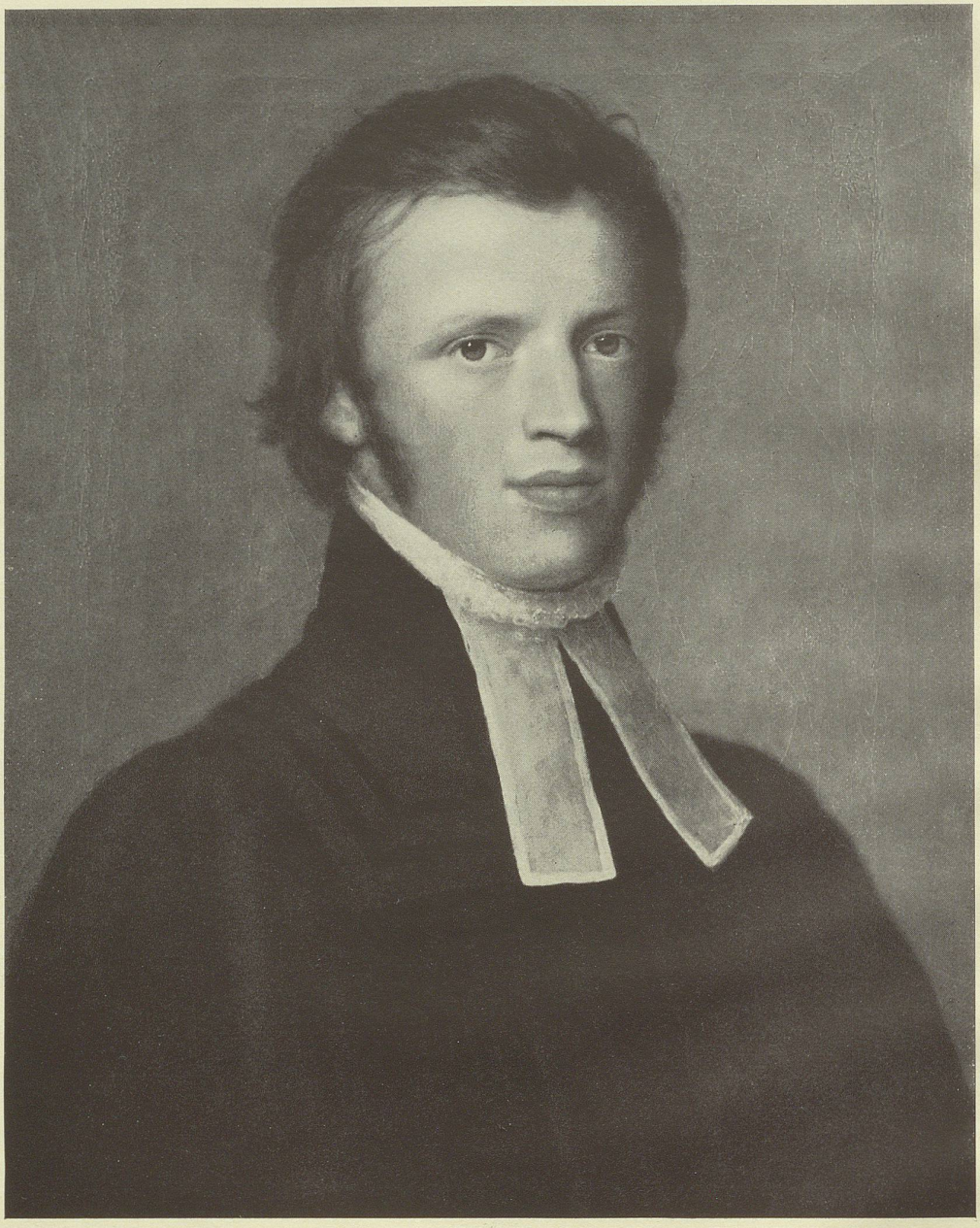
PFARRER
JOHANN JAKOB BERNET

VON DR. TR. SCHIESS

HERAUSGEGEBEN VOM
HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT EINER TAFEL UND ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1923.



J. J. Conrad, Pfarrer
zu St. Leonhard.

BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE, ST. GALLEN

PFARRER
JOHANN JAKOB BERNET

VON DR. TR. SCHIESS

HERAUSGEGEBEN VOM
HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT EINER TAFEL UND ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN

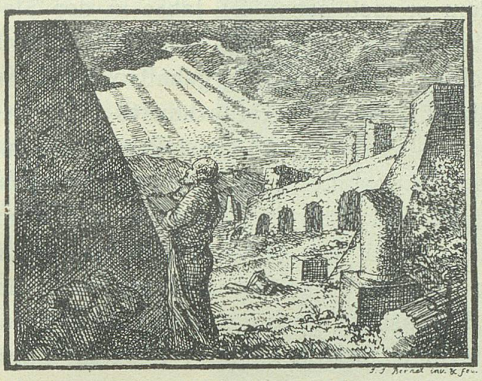
STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN
VADIANA

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1923.

DER
HOCHWÜRDIGEN THEOLOGISCHEN FAKULTÄT
DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

GEWIDMET

VOM VERFASSER.



„Zweifelhaftes Licht!“

Vignette zu Bd. I der „Geschichtlichen Unterhaltungen“. Nach einem Stich von J. J. Bernet.

Die Bernet zählen nicht zu den allerältesten und auch nicht zu den ausgebreitetsten Bürgergeschlechtern der Stadt St. Gallen. Immerhin sind, seitdem der erste ihres Namens ins Bürgerrecht aufgenommen wurde, fast volle drei Jahrhunderte verstrichen, und in dieser langen Zeit hat ihr Geschlecht neben schlichten Bürgern, von deren stiller, doch für das Gedeihen des Ganzen nicht bedeutungsloser Tätigkeit keine Kunde auf uns gekommen ist, der Stadt zu wiederholten Malen auch Männer gegeben, die sich um das Gemeinwesen grosse Verdienste erworben haben.

Als Stammvater des Geschlechtes ist Hans Bernet (Bernat),[1]) Decker, von Aufhofen in der Gemeinde Gossau, geboren 1593, zu bezeichnen, dem am 12. März 1630 das Bürger-

Vorbemerkung. Das Titelbild stellt ein Gemälde von Diog dar, dessen Reproduktion von Herrn Hahn-Bernet in St. Gallen bereitwilligst gestattet worden ist. Ebenso haben Herr Kassier Fritz Bernet in St. Gallen und Fräulein Rosy Schiess in Basel in verdankenswerter Weise dem Verfasser den Briefwechsel Bernets mit Pfarrer Hüber und die Briefe an Pfarrer Johann Heinrich Schiess und seine Frau, Bernets Schwester Margareta, zur Benützung überlassen.

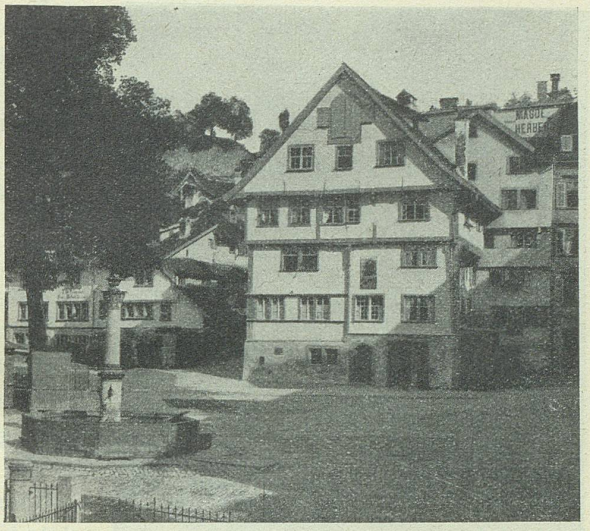
[1]) In der Stemmatologie der st. gallischen Bürgergeschlechter ist beim Geschlecht „Bernath“ als erster Bürger dieses Namens Thomas gen. Schüss, gest. 1629, verheiratet mit Magdalena Schüssin, eingetragen, der schon 1621 das Bürgerrecht erhalten hatte, und dieser Thomas ist in den neueren Ausgaben des Bürgerbuchs (seit 1887) als Bruder des Deckers Hans B. bezeichnet. Es sprechen aber gewichtige Gründe gegen diese Annahme. Nach dem Ratsprotokoll war Thomas, als er am 11. Oktober 1621 zum Bürger angenommen wurde, schon gegen 40 Jahre, also etwa seit 1581, d. h. schon 25 Jahre vor dem 1593 gebornen Hans, Hintersäss gewesen. Es müsste also zwischen diesem und ihm ein ganz beträchtlicher Altersunterschied bestanden haben. Dieser Umstand allein wäre allerdings nicht beweiskräftig; denn der Vater des später zu erwähnenden Bürgermeisters Kaspar Bernet hatte ausser diesem, der 1698 geboren war, ebenfalls aus erster Ehe, einen ältern, 1693 gebornen Sohn Hans Joachim gehabt, der 1716 starb, worauf er 1718 seinen ersten Sohn aus zweiter Ehe wieder Hans Joachim taufte und, nachdem derselbe schon nach einem Jahr gestorben war, diesen Namen seinem jüngsten, 1725 gebornen Sohn gab; dieser zweite Hans Joachim war also 27 Jahre jünger als der Bürgermeister und volle 32 Jahre jünger als der erste Hans Joachim. Zu dem Altersunterschied kommt aber bei Thomas und Hans hinzu, dass der Geschlechtsname des erstern im Taufbuch in 11 Eintragungen stets Bernhardi oder Bernhardin lautet und dass auch sein 1593 geborner Sohn Georg in 5 Eintragungen viermal Bernhardi und nur einmal Bernhart genannt ist, während der Name des Deckers Hans in 11 Eintragungen stets letztere Form aufweist. Im ältesten amtlichen Dokument aber, in dem Mannrecht, lautet der Name „Bernat“, und die ältesten erhaltenen eigenhändigen Unterschriften des Sohnes und Enkels des Deckers in den Heiratsbriefen über die zweite, 1687 geschlossene Ehe des erstern und die 1722 geschlossene Ehe des letztern lauten „Bernet“ mit Verdopplungsstrich über dem n. Wenn also das Ratsprotokoll den Namen von Thomas und Hans die Form Bernhardt gibt, wird man darin wie in dem Bernhart des Taufbuchs eine willkürliche Deutung und Abänderung der ursprünglichen Formen und eine unberechtigte Vermengung von zwei ganz verschiedenen Namen zu sehen haben und den Nachkommen des Deckers Hans darin recht geben, dass sie die Form Bernhardt ablehnten und an der alten festhielten mit geringfügiger Abänderung, die auch in den amtlichen Schriftstücken (über die Mittelform Bernath) schliesslich sich durchsetzte.

recht erteilt wurde, nachdem er sich schon 24 Jahre in der Stadt St. Gallen aufgehalten und sieben Jahre dem Spital gedient hatte, seit zwölf Jahren Hintersäss gewesen war und während dieser Zeit sich ehrlich und untadelig gehalten hatte. Schon dreizehn Jahre vorher hatte er sich durch die Pfalzräte des Gotteshauses St. Gallen, zu dessen Landschaft Aufhofen gehörte, ein sogenanntes Mannrecht ausstellen lassen, in der Absicht, das Bürgerrecht in der Stadt St. Gallen anzunehmen und sich daselbst häuslich niederzulassen. Die Pfalzräte beurkundeten am 16. Mai 1617 auf Grund von eingenommenen Zeugenaussagen: Hans Bernat sei der eheliche Sohn von Jakob Bernat und Katharina Weyermann, beide selig, die vor Jahren in der Pfarrkirche zu Gossau miteinander nach katholischem Brauch „ehelichen zu Kirchen und Strassen" gegangen seien, sich darauf zu Aufhofen häuslich gesetzt und daselbst diesen Sohn gezeugt hätten.[1]) Offenbar war Bernet bei seiner daraufhin erfolgten Bewerbung ums Bürgerrecht abgewiesen und nur als Hintersäss angenommen worden. Ob die Abweisung etwa dadurch veranlasst war, dass er noch dem katholischen Glauben angehörte, ist nicht bekannt; jedenfalls müsste er, wenn es nicht schon vorher geschehen war, in der Zeit zwischen seiner ersten und zweiten Bewerbung zur reformierten Kirche übergetreten sein, da nicht nur zu seiner Zeit, sondern noch lange nachher Katholiken nicht als Bürger angenommen wurden. Doch auch in Fällen, wo das Glaubensbekenntnis kein Hindernis bildete, beobachtete man in der Erteilung des Bürgerrechts grosse Zurückhaltung, und dem Hans Bernet kam für die Annahme sein Gewerbe als Dachdecker sehr zustatten, weil infolge Absterbens anderer Decker die Stadt seine Dienste wohl gebrauchen konnte. Es wurde deshalb an die Gewährung seines Gesuches die Bedingung geknüpft, dass er bei seinem Gewerbe bleiben, nur dieses zum Nutzen der Bürgerschaft ausüben, sich mit dem vereinbarten Lohn begnügen und drei Bürgerkinder oder Spitaler, d. h. Waisenkinder aus dem Spital, das zugleich Waisenhaus war, nach und nach getreulich unterweisen, des Mostwirtens aber und des, wie es scheint, nebenbei bis dahin geübten Aufkaufens von Obst bei Ungnade der Behörde sich enthalten solle.[2]) Nachträglich wurde ihm für sein Haus vor der Stadt zu St. Jakob doch die Schildgerechtigkeit erteilt. Denn als er 1649 für ein neugekauftes Haus auf dem Bohl (dem heutigen Theaterplatz) um die Erteilung des Schildes nachsuchte, wies der Rat infolge Einsprache der Wirte in der Umgegend und der Nachbarn, und weil ihm nach der Bürgerannahme schon für das andere Haus ein Schild bewilligt worden sei, das Gesuch ab. Bernet wollte nun den Kauf rückgängig machen; auch das liess der Rat nicht zu, hielt aber die Verkäufer an, Mobiliar, das im Kauf einbedungen, aber nachträglich weggenommen worden war, herauszugeben. Bei diesem Anlass beklagte sich Bernet, der das Haus gern wieder los gewesen wäre, dass ihm ein Gerede von einem Ungeheuer, das darin spuke, höchst nachteilig sei. Einige Jahre später, 1653, fand er gleichwohl einen Käufer.[3])

Der Decker Hans Bernet war dreimal verheiratet, hinterliess aber bei seinem 1657 erfolgten Tode nur aus seiner dritten, 1630 geschlossenen Ehe mit Anna Hertsch mehrere Kinder, nämlich drei Söhne und zwei Töchter. Von ihnen wurde der älteste, 1636 geborne Sohn Hans Joachim Stammvater der Linie, welcher nachmals Pfarrer Bernet entstammte; er war Weber von Beruf, wurde 1676 Elfer[4]) der Zunft, 1690 Stadtrichter, 1693 Zunftmeister, 1698 Ratsherr und bekleidete ausserdem bis in sein hohes Alter zahlreiche andere Ämter, woraus geschlossen werden darf, dass er sich bei seinen Mitbürgern grossen

[1]) Stadtarchiv 16, E 6. [2]) Ratsprotokoll 1630, 12. März. [3]) Ebenda 1649, 13. Februar, 26. April, 26. Juli; 1653, 10. Mai. [4]) Jede Zunft war durch den Zunftmeister und 11 Mitglieder (Elfer) im Grossen Rate vertreten.

Ansehens erfreute. Er wohnte seit 1662 im Loch und wird im Steuerbuch mit dem Zusatz „zur Linde“ bezeichnet, wonach ihm also das ansehnliche, noch heute zum guten Teil im alten Zustand erhaltene Haus dieses Namens am Gallusplatz gehörte. Als er 1729 mit 93 Jahren als ältester Bürger starb, hinterliess er einen Sohn Kaspar und zwei Töchter aus seiner ersten Ehe mit Maria Mittelholzer, dazu zwei Söhne, Hans Joachim und Bartholomäus, sowie eine Tochter aus seiner zweiten Ehe mit Judith Scherer.



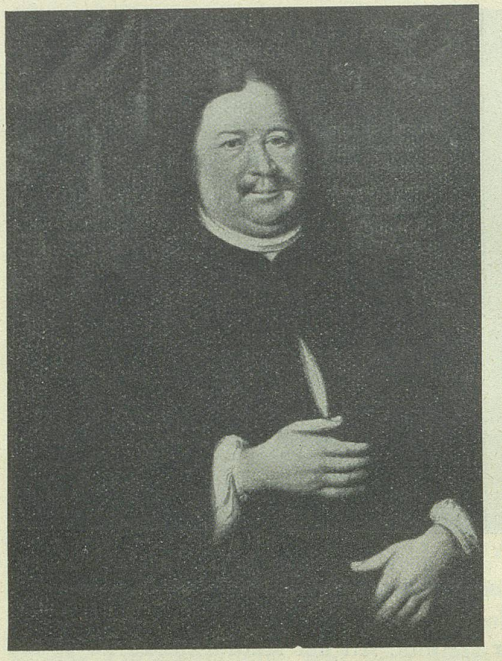
Das Haus zur Linde am Gallusplatz.
Nach einer Photographie von Schobinger & Sandherr, St. Gallen.

Nur der älteste Sohn Kaspar (1668 bis 1742) pflanzte das Geschlecht in männlicher Linie fort; er war Weber wie sein Vater. Im Jahr 1717 erwarb er ein Haus an der Gallusstrasse zunächst beim Grünen Turm, an der Stelle der heutigen Herberge zur Heimat. In der Kaufurkunde ist er als Lieutenant Kaspar Bernet aufgeführt; er war nämlich 1697 zum Grenadier-Korporal, 1699 zum Fähnrich, 1707 zum Unterlieutenant und 1713 zum Lieutenant der Grenadier-Kompagnie ernannt worden und bekleidete später die Stelle des Stück- und Schützenhauptmanns. Im Jahr 1729 wurde er zum Stadtrichter, 1731 zum Elfer und Zunftmeister der Weber, 1738 zum Unterbürgermeister erwählt. Auch als sein Vater 1729 gestorben war, siedelte er nicht in die Linde über, sondern scheint das Haus zunächst vermietet, dann seinem ältesten Sohn Kaspar aus seiner ersten Ehe mit Elisabeth Huber übergeben zu haben. Neben diesem hinterliess er mehrere Töchter und einen Sohn Jakob, der schon 1743 ohne Nachkommen starb, aus erster Ehe, aus der zweiten mit Anna Barbara Sauter aber zwei Töchter und einen erst 1725 gebornen Sohn Hans Joachim, der später einer der letzten Bürgermeister des alten St. Gallen war und dessen beide Söhne Kaspar und Daniel zu Ende des 18. und in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts hohe städtische und kantonale Ämter bekleideten.

Der älteste Sohn Kaspar, 1698 geboren, von Beruf ein Weber wie sein Vater und seine Brüder, war bei des Vaters Tod Elfer der Zunft, wurde 1745 Zunft- und Unterbürgermeister und bekleidete von 1752 an das Bürgermeisteramt; wegen Leibesschwachheit trat er 1764 von ihm zurück und starb zwei Jahre später infolge eines Schlaganfalls. Als ein vermöglicher Mann stiftete er 1757 ein Familienlegat für bedürftige Nachkommen und setzte zuerst 1200 Gulden, später nochmals den gleichen Betrag dafür aus. Eine Urenkelin berichtet nach der Familientradition, er sei seines schwarzen Schnurrbarts wegen nur der „Schnäuzlebürgermeister“ genannt worden, habe aber grosses Ansehen wegen seiner vaterländischen Gesinnung genossen.[1])

Bürgermeister Kaspar Bernet hinterliess vier Kinder: zwei Söhne, Hans Joachim und

[1]) Christine Klein (Tochter der Anna Schlatter), Lebensbilder aus der Schlatter'schen und Bernet'schen Familie. Als Manuskript gedruckt. Leipzig 1883, S. 32. Die Benützung dieser Schrift wurde durch das Entgegenkommen des Herrn Pfarrer Wilhelm Schlatter ermöglicht.



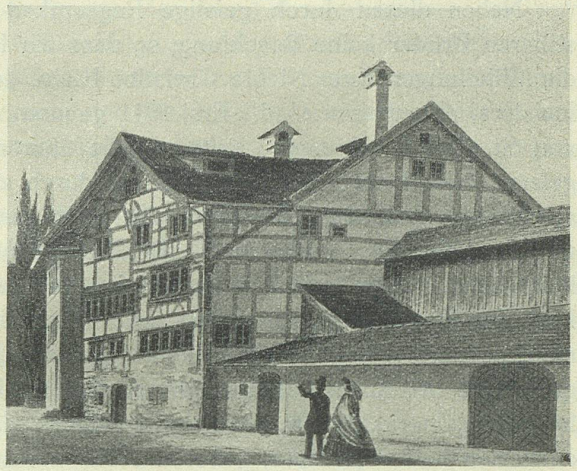
Bürgermeister Kaspar Bernet, 1698—1766.

Kaspar, 1726 und 1735 geboren, und eine Tochter Ursula aus seiner ersten Ehe mit Helena Stähelin, Tochter des Unterbürgermeisters Peter Stähelin, ferner einen 1744 gebornen Sohn Daniel aus seiner zweiten Ehe mit Barbara Girtanner. Da er seiner Ämter wegen sich dem Geschäft nicht genügend widmen konnte, übergab er es den beiden älteren Söhnen, und auf seinen Wunsch verheiratete sich der jüngere von ihnen schon im zwanzigsten Jahr mit der einige Jahre älteren Tochter Cleophea des Ratsherrn Hans Ulrich Weyermann[1]) und übernahm nun das Haus beim Grünen Turm. Die Linde ging später beim Tod des Bürgermeisters auf den ältern Sohn über. Bald nachher trennten sich die Brüder, was ihnen nicht zum Vorteil gereicht haben soll, da sie nun einander Konkurrenz machten. Hans Joachim hatte nur einen einzigen Sohn Friedrich, Weber und Kaufmann, der sich auch mit geschichtlichen Studien befasste und 1781 mit Kaspar Wetter eine kurze Geschichte der Stadt und Republik St. Gallen, 1789 ein Tabellenwerk „Helvetien in seinen wesentlichen ökonomischen, politischen und kirchlichen Beziehungen" herausgab; er starb vor dem Vater 1789 ohne männliche Nachkommen. Von den beiden Söhnen des jüngsten Bruders Daniel, eines Webers und Tuchhändlers, ergriff der eine (Kaspar) den geistlichen Beruf und war nachmals Pfarrer in Gais.

Der mittlere unter den Söhnen des Bürgermeisters, Kaspar Bernet-Weyermann, wurde wie seine Vorfahren mit zahlreichen Ämtern betraut. Im Jahr 1772 zum Richter, im folgenden zum Elfer der Weberzunft gewählt, wurde er 1777 Zunftmeister, 1779 Bauherr, 1781 Ratsherr, 1785 Seckelmeister, 1795 Schulrat, 1798 Munizipalitätsrat und bekleidete mehrere andere Stellungen im Kirchenrat, Ehegericht etc. Schon von seinem Vater wird berichtet, dass er in seiner Jugend sich an Sonntagen mit dem nachmaligen Ratsherrn Weyermann in einem gottseligen Buch erbaut und später sich der Bürger, die wegen privater Zusammenkünfte zu religiöser Erbauung zur Rechenschaft gezogen wurden, kräftig angenommen habe.[2]) Noch entschiedener war dem Hause des Sohnes das Gepräge strenger Religiosität aufgedrückt. Die Familie bestand ausser den Eltern, von vier in früher Jugend gestorbenen Kindern abgesehen, aus drei Söhnen und fünf Töchtern. Die Charaktere der Eltern waren nach dem Bericht der Tochter Helene Schlatter sehr verschieden: der Vater schnell, tätig, hie und da rasch aufbrausend, die Mutter still, sanft und anspruchslos, beide gläubige Christen. Wenn der Vater alljährlich in seinem Kassabuch die Bilanz zog, sprach er nicht nur nach einem günstigen Jahr dem Höchsten seinen Dank für den verliehenen Segen aus, sondern auch nach erlittenem Verlust fühlte er sich zu Dank dafür verpflichtet, dass er von grösserer Einbusse verschont geblieben sei, und ebenso nahm er als göttliche Fügung den zum Teil durch seine Amtsgeschäfte verursachten Rückgang

[1]) Vgl. ebenda die Mitteilungen aus dem Tagebuch der Enkelin Helene Schlatter, S. 34 f. [2]) Ebenda, S. 24 und 32.

des Geschäftes hin und die durch Unglücksfälle herbeigeführte Verminderung des Vermögens, die in späteren Jahren allerlei ungewohnte Einschränkung nötig machte.[1]) Den weltabgewandten Sinn der Mutter kennzeichnet wohl am besten, was ihre Tochter Helene von ihrem Verhalten beim Tod eines dreizehnjährigen Sohnes berichtet. Sie schreibt darüber: „Ein Mädchen starb ganz frühe. Später wurde auch der liebenswürdige Daniel in seinem vierzehnten Jahr schnell heimberufen. Der Mutter erstes Wort war Dank, dass der Herr diesen Lieben zu sich nahm, eben da er hätte in die Fremde gehen sollen. Sie hatte so grosse Furcht davor gehabt, dass sie sagte, sie wolle ihn lieber zu Grabe tragen als in die Fremde gehen sehen; denn nun wisse sie ihn geborgen." Und acht Jahre später, als der jüngste Sohn, Johann Jakob, ein Rotgerber, in die Fremde gehen musste, hatte, wieder nach Helenens Bericht, die Mutter „sich während der Lehrzeit auf diesen Schritt vorbereitet und flehte immer: ‚Nicht dass du ihn von der Welt nehmest, aber dass du ihn bewahrest vor dem Argen.' So wurde er mit Gebet und Tränen entlassen und trat die Wanderschaft betend an".[2])



Das Bernet'sche Haus beim Grünen Turm.
Nach Aquarell von C. Elser, 1863.

Das von solchem Geist erfüllte Bernet-Weyermann'sche Haus ist der Kreis, den Lavater auf seiner Reise nach Kopenhagen am 21. Mai 1793 zweimal aufsuchte und von dem er schreibt: „Wie soll ich die gutmütige Freude beschreiben, mit welcher mir alle entgegenkamen? Wie die Herzlichkeit zeichnen, womit mich alle umfiengen? — Wie die Bescheidenheit und Demut, die aus aller Angesicht hervorleuchtete? — ‚Ach, ich bin nicht wert, dass ich unter Euer Dach eingehe', musste die tiefste, wahrste Empfindung meiner Seele sein, die ich nicht aussprechen durfte. Welch' ein neues Wort schaff' ich, um die Lernensbegier, den Wahrheitsdurst dieser edlen Seelen klar und wahr genug darzustellen?"[3]) Doch nicht so sehr die Eltern und noch weniger die Söhne waren es, die in diesem Kreise hervortraten und das Wort führten, als vielmehr die fünf Töchter Anna Barbara,[4]) Judith,[5]) Helene,[6]) Anna Maria[7]) und vor allem die jüngste Anna.[8]) Sie standen nicht nur mit ihrer Cousine Anna Barbara Römer-Weyermann in Zürich in regem brieflichem Gedankenaustausch, sondern waren durch sie auch zu Lavaters Tochter Anna und zu ihm selbst in Beziehung getreten und unterhielten eine enge Verbindung mit Jung-Stilling und andern Geistesverwandten vor allem in Norddeutschland.

[1]) Ebenda, S. 35 und 43ff. [2]) Ebenda, S. 39. [3]) Joh. Casp. Lavater, Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793. Auszug aus dem Tagebuch, S. 95. Ueber Lavaters zweimaligen Besuch im Bernet'schen Hause ist auf S. 95—106 und S. 120—149 berichtet. [4]) Anna Barbara Bernet, 1759—1819, 1809 mit Kaspar Steinmann verheiratet; vgl. Christ. Klein, a. a. O., S. 56 ff. [5]) Judith Bernet, 1762—1818, 1787 mit dem Waisenvater Lorenz Hess verheiratet, s. ebenda, S. 70 ff. [6]) Helene Bernet, 1764—1832, 1787 mit Salomon Schlatter verheiratet, s. ebenda, S. 83ff. und Dora Schlatter, Im Glauben fest. 2. Aufl., Basel 1910. [7]) Anna Maria Bernet, 1765—1815, 1808 mit Pfarrer Christoph Sulzer verheiratet, s. Christ. Klein, a. a. O., S. 96ff. [8]) Anna Bernet, 1773—1826, 1794 mit Hektor Schlatter verheiratet, s. ebenda, S. 98—146. E. Miescher, Die St. Gallische Kaufmannsfrau Anna Schlatter, Basel 1885 (Reben am Weinstock, 1). Anna Schlatters Leben und Nachlass, 3 Bde., herausgeg. von F. M. Zahn, Bremen 1865. Anna Schlatter. Von Dora Schlatter, „Die Schweizer Frau", S. 513ff.

Neben diesen durch geistige Regsamkeit ausgezeichneten Schwestern fanden die stilleren Brüder keine Beachtung, so dass wir für nähere Angaben über sie vor allem auf die Mitteilungen ihrer Nichte Christine Klein, der schon erwähnten Urenkelin des Bürgermeisters, angewiesen sind. Erst 1811 geboren und schon in ihren Mädchenjahren länger von St. Gallen abwesend, hatte sie die älteren Verwandten nicht mehr näher kennen gelernt, erhielt aber Angaben über sie durch einen ältern Vetter Kaspar Schlatter, Sohn von Helene Schlatter, der Lehrer im Waisenhaus war. Sie bemerkt zunächst im allgemeinen über die Geschwister: „Die acht Kinder, die den Heimgang der edlen Eltern betrauerten, waren acht kräftige Zweige des gesunden Baumes . . . Die lebendige Triebkraft des Baumes lebte in allen fort. Aber die Entwicklung der drei Brüder war wohl nicht so normal und stetig fruchtbringend wie bei dem Vater. Alle drei waren äusserlich gross und männlich, doch in Individualität wie in Physiognomie sehr verschieden." Dann folgt eine Charakteristik des ältesten Sohnes, die der genannte Gewährsmann, sein Neffe, entworfen hatte: „Kaspar, geboren 1756, war heftig, aufbrausend; er hatte ziemlich beschränkte Verstandeskräfte und Anlagen, aber viel Arbeitseifer, Treue und Aufrichtigkeit. Er gab sich gerne mit Kindern ab und war von diesen sehr geliebt. Er blieb unverheiratet. Einen aus klarer Erkenntnis hervorgehenden Glauben hatte er schwerlich; doch starb er getrost im Glauben an Gottes Gnade und Christi Verdienst. Sein Tod war nur ein Entschlafen." [1]) (Er starb am 16. Mai 1825). Dieser Sohn Kaspar war, weil unverheiratet, bei den Eltern geblieben und übernahm später ihr Haus. Nur er war ausser der Mutter und der schnell herbeigerufenen ältesten Tochter zugegen, als am 27. April 1800 mitten in der Nacht ein Schlagfluss dem Leben des Vaters ein schnelles Ende machte; die andern Geschwister fanden, als sie herbeieilten, ihn schon entseelt.

Eingehender lautet der Bericht über den zweiten, am 31. Januar 1767 geborenen Sohn, Johann Joachim. Der Vetter schrieb über ihn: „Joachim war kräftig, heftig, zur Schwermut geneigt, redlich, aufrichtig, mutig und von eigentümlichem Wesen. Er hatte gute Talente, viel Witz, joviale Laune, mechanische Kunstfertigkeit, grossen Lehr- und Lerntrieb, grossen Freiheitssinn, in christlicher Erkenntnis viele Lücken und Zweifel. Doch kann er gleichwohl gläubig genannt werden und war voll Gottvertrauen." [2]) Dieser Charakteristik fügt die Nichte aus eigener Anschauung (sie sagt selbst, da sie beim Tod der andern beiden Brüder noch ein Kind gewesen, habe sie nur diesen genauer gekannt) und nach Mitteilung anderer folgendes bei:

„So viele Originale sich in der Familie finden möchten, war Joachim doch das eigenartigste. Er hatte den ‚Bernetskopf', [3]) die echt cholerische Natur; aber da er unter der Zucht des Geistes Gottes stand und ihm eine sehr sanfte, fromme, feinfühlende Frau (sie war eine geborene Stähelin) zur Seite stand, wurde den Ecken Abbruch getan. Wie alle Bernets hatte er grosse Vaterlandsliebe. Als daher in den neunziger Jahren die Franzosen St. Gallen eine neue Verfassung gaben, die (bei Gefängnisstrafe) von allen Bürgern be-

[1]) Christ. Klein, a. a. O., S. 46. [2]) Ebenda, S. 46 f. [3]) Was die Verfasserin darunter versteht, ergibt sich aus einer an anderer Stelle gemachten Bemerkung, auf S. 31 ihres Buchs; sie schreibt daselbst: „Der Bernet'sche Typus scheint stereotyper Art zu sein; noch hie und da begegnete meinem Blick ein einzelnes Exemplar in verbesserter oder verwässerter Auflage. In meinem Elternhause wurde einmal erzählt, dass vor langer Zeit eine Frau beim St. Gallischen Ehegericht um Erlaubnis, sich von ihrem Manne scheiden zu dürfen, eingekommen sei. Auf die Frage des Richters, was sie denn gegen ihren Mann habe? war die Antwort: ‚Er hat eben einen Bernetskopf'. Der Richter, selbst ein Bernet, wusste wohl, was das auf sich habe. Heftigkeit und unbeugsamer Wille kennzeichnete einen solchen, wenn der Starke nicht einem Stärkeren sich übergab und unterwarf."

schworen werden musste, war Joachim der einzige, der den Eid nicht leistete, und nur durch kräftige Verwendung eines Hochgestellten entging er der Strafe. Als 1830 wieder die Verfassung von demokratischer Seite geändert wurde und die neue von allen Bürgern in der Kirche beschworen werden sollte, waren der alte Joachim und sein Sohn Daniel die einzigen, die mit festem Schritt durch die Menge hindurch aus der Kirche gingen, als alle die Hände aufhoben.[1])

Joachim wie sein Bruder Kaspar hatten die Kaufmannschaft und Fabrikation erlernt, daher sie eine Zeitlang das Geschäft des Vaters führten. Da es aber dabei nicht vorwärts, sondern rückwärts ging, so wollte der redliche Vater es nicht darauf ankommen lassen, ob am Ende noch jemand Schaden durch ihn nehme, sondern entschloss sich, lieber vorher die Fabrik ganz aufzuheben. Kaspar trat dann in abhängige Lage; Joachim aber gründete mit einem Kompagnon ein eigenes Geschäft, das einige Jahre glücklichen Fortgang hatte. Dann traten ungünstige Zeitverhältnisse und Umstände ein, die ihn nötigten, seine Zahlungen einzustellen, worüber ihn jedermann bedauerte, da alle von seiner Schuldlosigkeit überzeugt waren. Er fing nun einen Restenhandel an, den Gott segnete. Bei äusserster Sparsamkeit und Fleiss brachte er es dahin, dass er nicht nur seine Familie ernährte, sondern auch alle seine Schulden abzahlen konnte, was seinem, vermöglicher Familie angehörenden Associé gleich gelang, von Joachim aber nicht gefordert wurde.

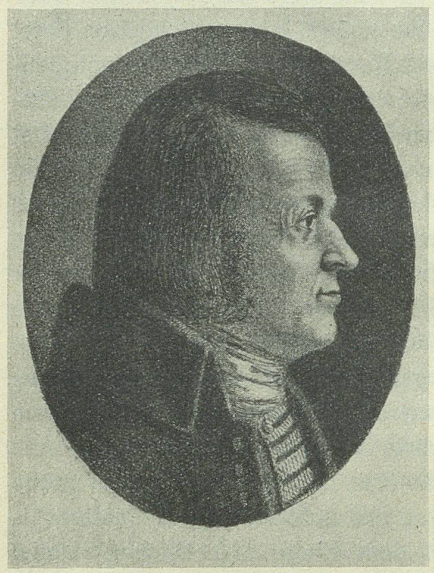
Ein nahegelegenes Landgut, das er von seinen Schwiegereltern ererbt, bebaute er selbst; man sah ihn, die Schaufel auf der Achsel, dahin gehen. Ueberhaupt war seine äussere Erscheinung ungewöhnlich schlicht, wie auch die seiner Frau, die über damalige Zeit hinaus fein gebildet war, aber sich auch in die geringen Verhältnisse zu finden wusste. Auch Joachim suchte, bei angestrengtem Mühen fürs äussere Durchkommen, seinem Geiste Nahrung zu geben. Er machte sich die neuen Sprachen zu eigen, war in Astronomie und Geographie sehr bewandert, verfertigte die gründlichsten, feinsten Landkarten, malte treffende Bilder zu humoristischen Versen voll Geist, war mit politischen und staatsrechtlichen Werken genau bekannt und nicht weniger mit dem Buch aller Bücher. Dabei liessen er und seine Frau sich die Erziehung und Bildung ihrer fünf Kinder sehr angelegen sein, die alle recht begabt waren.“[2])

Am wenigsten gut kommt der dritte, 1775 geborene Bruder Johann Jakob, das jüngste unter den acht Geschwistern, in dem Bericht seiner Nichte weg. Sie teilt mit, dass ihr noch seine hohe, schlanke Gestalt, sein edles, männliches, überaus mildes Gesicht lebhaft vor Augen stehe, fügt daran aber eine Charakteristik aus der Feder ihres Gewährsmannes, worin dieser mit seinem Oheim streng ins Gericht geht, weil er durch allzu grossen Wagemut in seinem Geschäft zu Fall gekommen war.[3]) Weniger schlimm scheinen die Mitbürger geurteilt zu haben, die ihm kleinere Aemter anvertrauten, so dass er sich notdürftig erhalten konnte. Er starb 1824 als städtischer Brunnenmeister.

Von den drei Brüdern war zweifellos der mittlere, Johann Joachim, der Vater von Pfarrer Johann Jakob Bernet, der bedeutendste. Schon die von seinen Verwandten gegebene Charakterisierung lässt erraten, dass er die im väterlichen Hause herrschende, namentlich von seinen Schwestern gepflegte pietistische Geistesrichtung, der auch die Nachkommen von Helene und Anna Schlatter anhingen, nicht durchaus teilte. Noch bessern Einblick in seine Denkart und seine religiösen Anschauungen gewähren Aufzeichnungen, die später

[1]) Die hier berichteten Vorgänge müssen sich in den Jahren 1798 und 1831 (nicht 1830) zugetragen haben; sie sind anderwärts nicht überliefert. [2]) Ebenda, S. 47f. [3]) Ebenda, S. 54f.

durch seinen Sohn herausgegeben wurden unter dem Titel „Des alten Webermeisters Hans Joachim Bernet von S. Gallen schriftlich hinterlassenes Allerlei. Für den gemeinen Mann anmutig und nützlich zu lesen." Sie erschienen in zwei Heften, das erste mit dem Untertitel: „L., T. und F. oder von der Ungleichheit der Menschen" im Jahr 1836, das andere erst 1838 mit dem Untertitel: „Der Holzhacker Benedikt Rosenast und seine Gedanken über Allerlei, was zur Religion gehört." Der Herausgeber bemerkt im Vorwort zum ersten Teil, dass sein Vater nie von ferne daran gedacht habe, etwas für den Druck zu schreiben („nie war ihm dafür die gehörige Schulbildung zuteil geworden, und in späteren Jahren fand er nicht mehr Zeit, sie sich anzueignen"); hätte man ihm etwas von Veröffentlichung seiner Aufsätze gesagt, so hätte er es als „ein wahres Skandal" betrachtet. Gleichwohl gab der Sohn versuchsweise dieses Heft heraus, mit der Versicherung, dass er an der Form der Aufsätze einzig die Interpunktion und Orthographie, zur Seltenheit aber ein Wort verändert habe, wofür man ihm nur dankbar sein kann.



Johann Joachim Bernet, 1767—1834.
Nach Stich von J. J. Bernet.

In dem ersten Aufsatz nun, der auf der ersten Seite als „Eine Vorlesung"[1]) bezeichnet wird, erzählt Bernet von den Beobachtungen, die er in jungen Jahren als Musselinfabrikant zu machen Gelegenheit hatte, wenn er die Weber im Land herum, die für ihn arbeiteten, aufsuchen musste, um ihre Arbeit zu kontrollieren. So grosse Freude ihm da die Beobachtung der Natur bereitete und so ansprechend es ihm erschien, „dass kein Berg, kein Felsenstück, keine Tanne, kein Baum, kein Strauch wie der andere ist, ja sogar kein Zweig eines Strauches, keines Baumes Blatt dem andern völlig gleich sieht," noch mehr gab ihm die noch grössere Verschiedenheit der lebenden Geschöpfe zu denken. „Da ist", schreibt er, „nicht nur die äussere Gestalt verschieden; auch ihr Leben und Treiben ist es. Und so tritt uns auch das Menschengeschlecht in so grossen Unterschieden entgegen mit seinen ungleichen Rassen, Völkern, Stämmen, Geschlechtern, — kein Volk wie das andere, — kein einzeler Mensch unter den vielen Millionen ganz wie der andere."

Hierauf führt er drei verschiedene Personen vor, die er im Lauf der Jahre unter seinen Arbeitern genauer kennen gelernt habe: L., T. und F., und stellt sie ohne ein Wort der Kritik in ihrer besondern Art als Repräsentanten von Leichtsinn, Trübsinn und Frohsinn einander gegenüber. Zum Schluss aber macht er in harmloser Weise sich lustig über sich selbst und die in seiner Jugend beliebte Deutung der Gesichtszüge, indem er an drei Beispielen darlegt, wie er durch eine vermeintlich feine Nase, durch schöne Augen und durch einen herrlichen Mund sich habe irreführen lassen, so dass er schliesslich sich sagen musste: „Es scheint auf der Erde Mode zu sein, dass die feinen Nasen grob, die hellen Augen trübe und der weise, beredte Mund hängend und wulstig werden kann." Eine Nutzanwendung aus dem Erzählten zu ziehen, überlässt der Verfasser dem Leser.

[1]) Er war, wie auch der zweite, jedenfalls im „Wissenschaftlichen Verein", dem J. J. Bernet wie seine Söhne angehörte, vorgelesen worden.

Sie liegt aber nahe und ist angedeutet in einer Aeusserung, die er, nachdem ihm die zweite Enttäuschung widerfahren war, an sich selbst gerichtet haben will: „'Lass doch einmal Dein Urteilen bleiben', dacht ich, ‚und treibe Du Deine Geschäfte und korrigiere Deine eigene Narrheit, wenn es möglich und sie nicht gar zu gross ist'."

Schon aus diesem ersten Teil lässt sich da und dort ein Rückschluss auf die Stellung des Verfassers zur Religion ziehen, und vor allem geht daraus unzweideutig hervor, dass alle Engherzigkeit ihm fern lag. Deutlicher noch hat er im zweiten Teil von dem Holzhacker Rosenast sich ausgesprochen. Einleitend führt er an, er habe über diesen aus seiner Jugend ihm bekannten ehemaligen Holzhacker vernommen, dass er, nicht sowohl durch Holzhacken als vielmehr durch Aeufnung seines ererbten Gütleins, sich etwas erworben habe; dabei sei er aber doch ein wunderlicher Patron, stecke seine Nase immer so in die Religion hinein und wolle mehr wissen darin als der Pfarrer etc. Durch diesen Bericht neugierig gemacht, habe er bei Gelegenheit den Rosenast aufgesucht und von ihm erfahren: Es sei richtig, dass er es mit Arbeiten zu etwas gebracht habe, er habe dabei zwei gute Gehülfen; der eine heisse „Selbstgetan" und der andere „Gerngetan", mit diesen gebe es schon etwas aus. Dazu habe er immer mit der Zeit gut hausgehalten etc. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs habe er dann mit Rosenast verabredet, dass er ihn am kommenden Sonntag besuchen wolle, um Näheres über seine Ansichten zu erfahren. Als er aber am Sonntag trotz nebligen Wetters wirklich den Rosenast wieder heimgesucht, habe ihm dieser, durch eine Vormundschaftssache in Anspruch genommen, statt mündlicher Auskunft eine Schrift gegeben, in der einige seiner Gedanken und Erfahrungen aufgezeichnet seien.

In dieser Schrift nun habe sich eine Erzählung gefunden, wie Rosenast auf wunderlichen Umwegen zum Lesen gekommen sei und einmal von einem Pfarrer ein Buch über Astronomie erhalten habe. Voll Eifer habe er es mehrmals gelesen, an seiner Hand die Pracht des Sternenhimmels bewundert, die Grösse der im Himmelsraum schwebenden Welten angestaunt und oft geglaubt, Gottes Macht und Herrlichkeit wie mit Händen greifen zu können. Einmal habe er auch vor andern seinen Gefühlen Ausdruck verliehen: „wie es mich doch so ergriffen habe, dass sich Gott überall offenbare in seinen Werken, so herrlich und so unbegreiflich sei. Ich freue mich dessen, dass ich vermöge an ihn zu denken, dass eine Kraft in mir sei, die an ein ewiges, heiliges, gütiges, über alle Begriffe erhabenes Wesen glauben könne; und dass er so unerforschlich, so hoch über die Menschenvernunft erhaben sei, das freue mich noch am meisten. ‚O wie wird sich,' fuhr ich fort, ‚dieser grosse Liebende überall aller seiner Werke erbarmen! Er erscheint wohl dem Bewohner des Planeten Jupiter als ein solcher, dem Sonnenbewohner in der Sonnennatur, denen in den Sternen Sirius und Wega als einer Ihresgleichen, seien nun diese Weltenbewohner so wundersam gestaltet, als sie mögen'. — Da hatte ich aber eine fürchterliche Irrlehre ausgesprochen. Es hiess: es sei nur ein Christus, der Sohn Gottes; dieser sei auf die Erde gekommen und hätte menschliche Natur angenommen, um uns zu erlösen; es sei kein anderer und nirgends, weder im Himmel noch auf Erden, in keinem andern das Heil; — ich gehöre ja auf solche Weise zu den Heiden, die viele Götter glaubten. Ich wollte erwidern: Gott sei ja so mannigfaltig schon in seinen Werken auf Erden und gestalte so viele Dinge immer wieder auf andere Art. Aber es galt nichts; man legte mir noch mehrere klare Aussprüche der heiligen Schrift vor und hiess mich Busse tun in Sack und Asche."

Durch diese Erfahrung gewitzigt, habe er fortan sich nicht mehr viel herausgelassen, aber in der Stille sich weiter zu bilden gesucht. Gelegentlich sei er dann auch mit Juden in Berührung gekommen, habe ihre Bräuche kennen lernen, auch mit ihnen gesprochen, dabei das Sprichwort: „Ein jeder rühmt seinen Stecken", bestätigt gefunden und im Heimweg an den Spruch des Apostels Petrus gedacht: „Gott siehet die Person nicht an; sondern in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm."

Ein anderes Mal sei er an einen Sektierer, Dr. Schreglug, geraten, der viel von der Freiheit der Kinder Gottes gesprochen und sich der Offenbarungen gerühmt habe, die ihm würden, und dass er oft schon mit Gott Vater und mit dem Herrn Jesus gar viele Male geredet habe; er wisse also wohl, wie es im ewigen Leben sei und wie das Reich der Himmel beschaffen. Als darauf er einen Zweifel habe merken lassen, habe der Doktor die Türe aufgemacht, so dass er verstanden, wo er hinaus musste. Wieder ein anderer, ein viel belesener Mann, habe ihm die Natur gerühmt, Natur tue alles etc. Wie aber aus dem Nichts von selbst etwas werde, habe er ihm nicht beweisen können; sondern es habe sich gezeigt, dass auch er auf gelesene Autorität hin, nur auf andere als Rosenast, glaube, und so seien sie auseinandergegangen, ohne einer den andern bekehrt zu haben, hätten aber später einander oft freundlich angesehen, „er mit seinem Gott, den er ‚Natur' nennt, und ich mit meinem, den ich ‚lieber Vater' nenne." Dann wieder habe er in seiner nächsten Nachbarschaft die Katholiken beobachtet und sich gesagt: „Nun, sie meinen's gut; aber für mich wär' es nicht." Auch mit Quäkern sei er in Berührung gekommen und zu dem Urteil gelangt: „Sie meinen es am Ende alle gut, die verschiedenen christlichen Sekten; alle würden ihre Mitmenschen herzlich gerne gut und selig machen, nur müsste es ganz auf ihre Art geschehen, wenn es etwas taugen sollte."

Später habe er auch den Koran und noch allerlei, Altes und Neues, gelesen; was er suchte, habe er aber nicht gefunden und Aufschluss über sein eigenes Wesen nicht erhalten. Durch sein Grübeln sei er nur weiter von Gott abgekommen. Durch sein Inneres aber habe er sich zum Glauben getrieben gefühlt, so sehr ihm das als Schwärmerei erschien, und indem er alles Grübeln von sich geworfen, habe er seinen Gott wieder überall um sich in der Natur und in sich selbst gefunden, habe nun auch die ihm wieder heilig gewordenen Schriften mit anderem Sinn gelesen, kindlich den lebendigen Gott ergriffen und an ihn sich gehalten. Und dieser sein Glaube, der ihm bisher weder weggeredet noch weggeschrieben werden konnte, habe trotz des Bewusstseins seiner Fehler ihn heiter gemacht. Dass andere anders glauben, denken, reden könnten, habe er wohl begreifen können: „Warum sollten denn alle glauben, wie ich glaube? Ihr Geist ist frei wie der meinige, und Gott lässt ja auch seine Sonne aufgehen über Rationalisten und Supernaturalisten, über Herrenhuter und Frauenhuter und über alles, was auf Erden kreucht. Ich gönne jedem seine Speise, — esse für mich sehr gerne Brot, und wenn mir gleich jemand sagte, es sei ungesund, würde ich doch wieder Brot essen, aber jedem gesegnete Mahlzeit wünschen, der Pasteten oder gebratene Katzenfüss' ässe. Ja, wahrlich, ich würde von Herzen ‚wohl bekomm's' sagen, wenn ich ihn so essen sähe."

Damit schliessen die Aufzeichnungen des Holzhackers Rosenast. Man wird es nicht verwunderlich finden, dass dessen Frau, als Bernet ihr die Schrift zurückbrachte, nach seiner Angabe zu ihm sagte, er sehe ihrem Manne ganz ähnlich, und ohne weiteres wird man der Versicherung des Sohnes in der Nachschrift Glauben schenken, dass der Verfasser des Büchleins das Christentum nicht etwa nur allen andern Religionen gleich geachtet

habe. Ebensowenig aber kann darüber ein Zweifel bestehen, dass ein Mann, der so frei dachte und so gar nicht die Anschauung von einem alleinseligmachenden Glauben teilte, nicht so recht passte in den Kreis, dessen Zentrum seine Schwester Anna Schlatter bildete, und damit ist auch die Erklärung gegeben für die nur bedingte Anerkennung, die ihm von jener Seite bewilligt wurde.

Anders als Neffe und Nichte urteilte Hans Joachim Bernets jüngerer Sohn Daniel im Anschluss an einen Bericht über die letzten Tage des Vaters, den er mit einem acht Tage vor dem Tod geschriebenen Brief desselben, einem „eigentlichen Schwanengesang", an Christine Klein sandte. Er erzählt, Bernet, der von jeher ein Freund der Gebirgswelt gewesen, habe im August eine Reise, meist zu Fuss, nach Graubünden gemacht, habe aber in der Hitze sich zu sehr angestrengt und sei krank heimgekehrt. „Noch wollte er nichts vom Arzte wissen; doch gab er dann unsern Bitten nach; sein erstes Wort war: ‚Herr Doktor, Sie können mir doch nicht helfen'. Indes konnte er bald wieder das Bett verlassen, ja sogar in sein Landgut (die Falkenburg, damals noch „das rote Haus" geheissen) gehen. So verging der Monat; dann trat die Katastrophe ein. Ich hatte ihm, da er ausruhte, eben etwas Schönes aus einem italienischen Schriftsteller vorgelesen (er verstand die Sprache gut), war dann fortgegangen; dann klingelte er stark, und als ich kam, hatte ihn der Schlag getroffen (Freitag, 3. Oktober). Er war aber ganz gefasst und äusserte sich, als die Sprache wiederkam, getrost über seinen Tod ... Am Sonntag (5. Oktober 1834) entschlief er in vollem Frieden" ... „Was soll ich", schliesst der Sohn, „noch hinzusetzen? Wenn ich an solchen Vater zurückdenke, an sein Leben, wie ich ihn im täglichen Umgang vor mir sah, so kommt mir alles, was ich von ihm weiss, wie ein vollendetes Ganzes vor, als ein Schatz, aus dem ich nur heben, — dem ich aber nichts zufügen kann."

Auch von dem ältern Sohn, Pfarrer Bernet, liegt ein Schreiben vor, durch das er seinen Freund Huber von dem erlittenen Verlust unterrichtete. Er spricht zunächst von den mancherlei Uebeln, die den Sterbenden quälten: „Am schlimmsten wurde die Lage des Leidenden durch die Wassersucht, die ihm entsetzliche Bangigkeiten machte und durch den Krampf im Halse, der ihm nicht erlaubte, einen Tropfen hinunterzulassen, wodurch sich noch zu allem übrigen Leiden (in Lunge, Magen und von einem dreifachen Bruche) Hunger und Durst gesellten." Dennoch habe der Kranke, um den er fast stets gewesen sei, geduldig und mit unerschütterlichem Glauben der Auflösung entgegengesehen. Er fügt deshalb bei: „Mein Herz ruft Dank und Preis zu Gott hinauf für alles, was er meinem Vater Gutes getan, sowie auch dafür, dass er ihm so viel Glauben gegeben hat, — voraus aber, dass er mir diesen Vater gab."

Der Freund erwiderte ihm hierauf: „Obwohl ich dem trefflichen Manne nie näher stand noch denselben direkte kannte, so hatte ich doch von früher Jugend an eine hohe Achtung vor ihm. So religiös sein wie der Herr Bernet beim Löwen, galt mir seit vielen Jahren für etwas Seltenes, Ausgezeichnetes. Ich glaube, er ist der Wenigen einer, die die Tugenden des vorigen Jahrhunderts in unser jetziges hinübertrugen und doch zugleich die Beschränkungen und die Steifheit desselben abschüttelten." Und wenige Tage später munterte er Bernet auf: „Schreibe doch in diesen Tagen über Krankheit, Sterben und seliges Fortleben! Dein seliger Vater hatte doch Ein gutes Lob durch die ganze Stadt. Sie wird gerne einen Nachklang, ihm von Dir nachgesungen, aufnehmen, und vor allem wirst Du Deine Freunde dadurch erquicken."

So lebendig aus eigenen und fremden Zeugnissen die charaktervolle, kräftige Persönlichkeit des Vaters uns entgegentritt, so unbestimmt steht neben ihr die Gestalt der Mutter, Margareta Stähelin. Ausser den angeführten beiläufigen Notizen ist über sie nichts bekannt, als was sich den genealogischen Werken entnehmen lässt. Sie war 1775 als Tochter des Fabrikanten Hans Jakob Stähelin zum Löwen an der Brühlgasse geboren, verheiratete sich 1796 mit dem acht Jahre älteren Hans Joachim Bernet und starb 1826 im 51. Lebensjahre. Von elf Kindern, die dem Ehepaar in den Jahren 1796 bis 1813 geboren wurden, erreichten nur drei, der nachmalige Pfarrer, ein drei Jahre jüngerer, 1803 geborener Bruder Namens Daniel und eine 1806 geborene Schwester Anna Margareta (nachmals mit Pfarrer Johann Heinrich Schiess verheiratet) ein höheres Alter; sechs Geschwister starben in frühester Jugend, ein 1808 geborener Sohn Johann Joachim im 19., eine 1811 geborene Tochter Anna Maria im 22. Altersjahr.

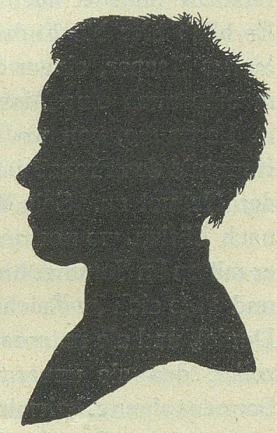
Ueber die Jugendjahre des Pfarrers Johann Jakob Bernet, dem wir uns nun zuwenden, stehen nur dürftige Andeutungen zu Gebote.[1]) Er war am 20. November 1800 geboren; körperlich von der Geburt an sorgfältiger Pflege bedürftig, zeigte er schon früh vielseitige Begabung und einen grossen Trieb zum Lernen. Den ersten Unterricht genoss er in einer Privatschule und trat aus dieser 1811 in die öffentliche Realschule über, in der auch die lateinische Sprache gelehrt wurde. Die Schulzeugnisse aus dieser Zeit lauten in allen Fächern gut; besonders gerühmt werden die Begabung des Knaben für das Zeichnen und seine Leistungen in diesem Fach, das er mit andern Studien auch neben der Schule eifrig betrieb. Aus der vierten Klasse ging der Fünfzehnjährige an die Gelehrtenschule der Vaterstadt über, um an ihr sich für den theologischen Beruf vorzubereiten. Auf Weihnachten 1817 konfirmiert, bestand er 1820 das Examen in den philologischen und philosophischen Fächern und hatte nun sich fast ausschliesslich den theologischen zu widmen.

Hauptvertreter oder vielmehr der einzige Lehrer derselben an dem sogenannten Kollegium war damals Professor Johann Michael Fels, der ausser der hebräischen Sprache Kritik, Hermeneutik, Exegese des Alten und des Neuen Testamentes, Moral, Kirchengeschichte, Dogmatik, Pastoraltheologie und Katechetik zu lehren hatte. Trotz dieser mehr als unverständigen Ueberlastung leistete Fels durch seine Hingebung, grossen Fleiss und Benützung guter Lehrbücher Tüchtiges. Aber es war bei diesem System nicht zu vermeiden, dass die Ausbildung der Studierenden einseitig ausfiel. Nun war Fels ein ausgesprochener Vertreter der rationalistischen Richtung, und der Herausgeber der Jahrbücher der Stadt St. Gallen sagt in einem Nachruf auf ihn geradezu: „Er war, wenn ich so sagen darf, ein Held des Rationalismus, für den er ritterlich kämpfte und für den er im Fall der Not auch geduldet hätte... Die Schwärmerei in all ihren Gestalten und den Aberglauben hasste er mit seiner ganzen Kraft, und seine Furcht davor grenzte oft selbst an Aberglauben." So berechtigt aber der Verfasser des Nekrologs es findet, dass Fels seine Schüler mit diesem System des Rationalismus, das er als ein unabweisliches Ergebnis der Geistesrichtung und Kultur der Zeit gelten lassen will, bekannt machte und sie „hinabführte in diesen Streit der Geister", so erscheint doch auch ihm bedauerlich, dass die jungen

[1]) Ueber Bernet liegt keine Biographie vor, sondern nur einige Nekrologe: „Neuer Nekrolog der Deutschen", 29. Jahrgang (1851), S. 1154ff. — „Illustr. Kalender für die Schweiz", 1853, S. 90. — „Tagblatt der Stadt St. Gallen", 1851, Nr. 249, Beilage. — „Ein Vergissmeinnicht auf Bernets Grab", Christl. Volksbote aus Basel, 1851, Nr. 46 (19. Nov.). — „Noch ein Blümlein auf Bernets Grab", Kirchenblatt für die reform. Schweiz, 1852, Nr. 6 und 7, vgl. Nr. 9 und 10. — Die beiden letztgenannten Nachrufe und ein dritter, nur handschriftlich erhaltener, sind von Bernets Schwager, Pfarrer Joh. Heinr. Schiess in Grabs, verfasst.

Theologen „durch ihn das Christentum nur von Einer Seite kennen lernten, wie es sich unter dem anatomischen Messer darstellt", und dass ihm nicht noch ein Mann zur Seite stand, „der den Schülern gezeigt hätte, wie nach der mühseligen Zerstörung des Buchstabens der Geist, und zwar der alte, ächte Geist, sich nur freier entwickle und schöner darstelle." [1])

Nur die Uebereinstimmung mit der Zeitrichtung und die persönliche Tüchtigkeit des Mannes lässt es erklärlich erscheinen, dass Fels bis zu seinem Ende sich in dieser Stellung behaupten konnte. An geheimer Gegnerschaft fehlte es nicht; dem pietistischen Kreise musste ein solcher Lehrer der Theologie ein Greuel sein, und man darf sich wirklich wundern, dass nicht nur der junge Johann Jakob Bernet, sondern nach ihm noch andere Angehörige aus dem nächsten Verwandtenkreise Schüler von Fels wurden. Wohl nur die Rücksicht auf die grossen Opfer, welche die Ausbildung der jungen Leute ausserhalb der Vaterstadt erfordert hätte, konnte ein solches Zugeständnis möglich machen. Am wenigsten dürfte noch Bernets eigener Vater Bedenken gehegt haben, der jedenfalls von allen Familiengliedern am freiesten dachte und sich damit getrösten mochte, dass bei seinem Sohne sein Einfluss die Einwirkung des Professors aufwiegen werde. Als im Jahr 1823 eine anonyme Schrift gegen Professor Fels erschienen war und ihr Verfasser mit einer hohen Busse belegt wurde, [2]) nahmen Anna Schlatter und ihre Gesinnungsgenossen lebhaft für denselben Partei. [3]) Sie selbst richtete sogar aus diesem Anlass einen Brief an den bekannten Theologieprofessor de Wette in Basel, der 1820 sie besucht hatte. Fels wurde in dem Briefe wegen seiner Kanzelvorträge und im Hinblick auf die Professur von ihr geradezu als „ein Gift und ein Verderben für unsere Mit- und Nachwelt" bezeichnet, und aus Mitleid mit dem zukünftigen Schicksal des armen Professors und seiner Schüler bat sie de Wette, seinem „am Abgrund wandelnden Bruder" den Weg aus dem Irrtum zur Wahrheit zu zeigen. Als Grund, warum die Sache ihr besonders nahe gehe, fügte sie bei: „Leider sehe ich jetzt schon wieder [4]) einen Sohn meiner seligen Schwester [5]) in seiner Schule, und wahrscheinlich wird bald auch ein Bruderssohn [6]) wieder in diese kommen." [7])



Johann Jakob Bernet.

Zwei Jahre lang war der junge Bernet der Schüler dieses Mannes. Im April 1822 hielt er in Oberhelfentschwil seine erste Predigt; im August legte er sein Examen ab und erhielt darauf Ende des Monats die Ordination. Er sollte nun seine Ausbildung noch auswärts vervollständigen und begab sich deshalb im Oktober zunächst nach Tübingen. [8]) Bis Konstanz gaben ihm der Vater und der Bruder zu Fuss das Geleite und brachten noch die Nacht mit ihm zu. Am Morgen trennten sie sich schweren Herzens, und Bernet legte nun die Reise nach Tübingen mit der Post zurück. Nicht leicht konnte der an den häuslichen Verkehr Gewöhnte sich in Tübingen einleben; weder die leibliche noch die geistige Kost wollte ihm recht zusagen, und von körperlichen Beschwerden, Zahnschmerzen und

[1]) Jahrbücher der Stadt St. Gallen, 1833, S. 90f. [2]) Ebenda, 1823, S. 25; vgl. 1824, S. 31. [3]) Anna Schlatters Leben und Nachlass, I. Bd., S. 149. [4]) Nachdem eben erst Bernet die Schule verlassen hatte. [5]) Kaspar Hess, Sohn von Judith Bernet, s. o. S. 9, Anm. 5. [6]) Christian Bernet, 1809—1832, Sohn ihres jüngsten Bruders, des Gerbers Johann Jakob. [7]) Anna Schlatter, Leben u. Nachlass, Bd. II, S. 451ff. [8]) Es ist noch ein ziemlich lückenloses Tagebuch aus der Zeit der auswärtigen Studien, Herbst 1822 bis Herbst 1823 erhalten, das Zeugnis ablegt von höchst anspruchsloser, eingezogener Lebensführung des Studiosus.

Verdauungsstörungen, geplagt, war er nahe daran, nach den ersten Wochen schon wieder heimzukehren. Er hielt aber doch bis zum Ende des Wintersemesters aus, und nachdem er unter den Mitstudenten einige gefunden hatte, mit denen er gern verkehrte, verging ihm die Zeit über Erwarten schnell. Von seinen Lehrern scheint nach dem Tagebuch keiner tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben; er dachte deshalb nicht daran, noch ein zweites Semester in Tübingen zu verbringen, sondern kehrte unmittelbar nach Schluss der Wintervorlesungen nach St. Gallen zurück. Hier bot sich ihm Gelegenheit, am Gründonnerstag und Ostersonntag in der St. Laurenzenkirche zu administrieren und für den erkrankten Professor Scheitlin eine Abendpredigt zu übernehmen. Am 16. April erfolgte seine Aufnahme ins städtische Kapitel.

Acht Tage später bestieg der Kandidat nach tränenreichem Abschied von den Eltern und Geschwistern wieder die Postkutsche, doch nicht um nach Tübingen zurückzukehren. Sondern er begab sich jetzt über Zürich, wo er bei Verwandten und Freunden der Eltern Besuche machte, nach Basel, um da noch Vorlesungen von Professor de Wette zu hören. Er blieb hier bis Ende Juni, verkehrte in dieser Zeit viel mit einem vier Jahre älteren Vetter Kaspar, einem Sohn der Anna Schlatter, der Lehrer am Missionshaus war, und machte auch eine Missionsfeier mit. Ein anschliessender, etwa sechswöchiger Aufenthalt in Lausanne, von wo aus er auch Genf besuchte, brachte ihm wegen unzureichender Kenntnis des Französischen nicht den gehofften Gewinn. Im August wandte er sich wieder der Heimat zu. Sein Weg führte ihn, teilweise zu Fuss, über Bern, Aarau und Baden nach Zürich, wo nochmals für einige Wochen Station gemacht wurde. Vorlesungen konnte er mitten im Sommer hier nicht hören, beschäftigte sich aber mit Arbeiten auf der Bibliothek und übte sich im Zeichnen und Radieren. Etwa Mitte September besuchte ihn sein Bruder Daniel, und sie unternahmen gemeinsam mit einem jungen Landsmann, Ambrosius Ehrenzeller, den sie unvermutet trafen, eine dreitägige Fussreise auf den Rigi, wo sie dem Sonnenaufgang beiwohnten. Fast unmittelbar, nachdem der Bruder wieder heimgekehrt war, traf bei Bernet ein junger Deutscher ein, dem er in Tübingen in der letzten Zeit nahe getreten und mit dem er seither in Briefwechsel gestanden war. Dieser hatte ihn in St. Gallen aufsuchen wollen und kam seinetwegen nach Zürich. Aber das Wiedersehen endete mit einem Missklang; sie waren in der kurzen Zeit einander völlig entfremdet worden und verstanden sich nicht mehr.

Etwa einen Monat später, am 20. Oktober 1823, kehrte auch der ältere Sohn wieder ins Vaterhaus zurück. Seine Ausbildung war jetzt abgeschlossen, und es galt nunmehr, sich um eine Stelle umzusehen. Bernet hatte sich für den geistlichen Beruf vorbereitet; doch stand ihm nach damaligem Brauche auch das Lehramt offen, da bis dahin fast ausschliesslich Geistliche an den städtischen Schulen angestellt worden waren. Er entschied sich für diese Tätigkeit, hegte aber kaum die Absicht, sich ihr dauernd zu widmen, sondern dachte wohl bei guter Gelegenheit eine Pfarrstelle zu übernehmen. In Wirklichkeit hat ihn dann aber das Lehramt weit länger festgehalten, als in seiner Absicht gelegen haben mag, und man kann in seinem öffentlichen Wirken geradezu zwei Perioden unterscheiden, von denen die erste vornehmlich dem Lehramt, die zweite dagegen dem Pfarramt gewidmet war.

Als Bernet nach St. Gallen zurückkam, war eben eine neue Organisation des Gymnasiums gutgeheissen worden, die auf das Frühjahr in Kraft treten sollte. Mit ihr war ein teilweiser Wechsel der Lehrerschaft verbunden, und so konnte sich der Kandidat um eine Lehrstelle an der Anstalt bewerben. Er wurde nicht gewählt, hatte aber noch vor

dem Wahltermin provisorische Anstellung gefunden als Vikar für den erkrankten Rektor der untern, als Realschule bezeichneten Abteilung und übernahm für ihn den Unterricht in Geographie und Geschichte. Nach dem Protokoll des Schulrates zeichnete er sich in den an dieser Schule zu lehrenden Fächern vorteilhaft aus und sollte deshalb im Frühjahr das Vikariat wieder übernehmen. Doch lehnte Bernet ab, weil er inzwischen Unterricht in mehreren Realfächern an der privaten Erziehungsanstalt von Johann Georg Tobler von Wolfhalden übernommen hatte. Im Mai wurde er zum Religionslehrer an der obern Töchterschule ernannt und im Juli in die Synode aufgenommen. Wenige Tage später beauftragte ihn der Schulrat, den letzten Kursus der Professur für Geschichte, die auf das Frühjahr 1825 aufgehoben werden sollte, zu Ende zu führen; im September wurde er zum Katechisten zu St. Leonhard, im Dezember 1825 zum Religionslehrer auch der untern Töchterschule ernannt. Die Stelle am Tobler'schen Institut hatte er inzwischen wieder aufgegeben. Dafür trat er zu Anfang des Jahres 1826 als Lehrer an einer bisher von Peter Ehrenzeller allein geführten Privatschule ein und übernahm, als dieser 1828 zum Aktuar des Erziehungsrates ernannt wurde, selbst ihre Leitung. Daneben erteilte er zeitweise als Vertreter Unterricht in den Realklassen in Religion und Physik, ebenso am Gymnasium in Geschichte und einige Stunden an der Gelehrtenschule. Der Religionsunterricht an der umgestalteten Töchterschule wurde 1827 wieder ihm übertragen, jedoch zu Ende des folgenden Jahres von ihm niedergelegt, weil er im Sommer durch Nervenschwäche genötigt worden war, längere Zeit sich vertreten zu lassen. Seine sonstige Lehrtätigkeit setzte er noch mehrere Jahre fort.

Trotz der vielseitigen Inanspruchnahme als Lehrer fand Bernet noch Zeit, sich daneben historischen Studien zu widmen und künstlerische Bestrebungen zu pflegen. Beide Gebiete waren im damaligen St. Gallen noch recht kümmerlich vertreten. Das Verständnis für Wissenschaft und Kunst mangelte nicht völlig, beschränkte sich aber auf einen kleinen Kreis. Seit langem schon bestand ein Bibliothekkollegium, in dem die gelehrten Häupter der Stadt sich vereinigten. Neben ihm hatte sich gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts eine weniger exklusive Litterarische Gesellschaft, in erster Linie ein Lesezirkel, gebildet; dann hatte 1815 Professor Scheitlin den Wissenschaftlichen Verein gegründet, auch war eine Naturwissenschaftliche und eine Landwirtschaftliche Gesellschaft entstanden. In all diesen Vereinigungen wurden in kürzeren oder längeren Zwischenräumen Vorträge gehalten; aber ihre Wirkung war in der Hauptsache doch auf ihre Mitglieder beschränkt, die zum guten Teil aus den gleichen Persönlichkeiten bestanden. In weitere Kreise drang von diesen Verhandlungen nicht allzuviel, und es war keineswegs eine leichte Aufgabe, auch in ihnen das Interesse für solche vom praktischen Erwerbsleben weit abliegende Bestrebungen zu wecken. Wohl hatten geachtete Männer wie Prof. Fels, Antistes Steinmüller, Georg Leonhard Hartmann, Prof. Scheitlin und andere schon seit Jahren sich darum bemüht; aber der Erfolg war, wenn man Hartmanns Briefen an seinen Sohn Glauben schenken darf, höchst bescheiden. Auch der Herausgeber der Jahrbücher der Stadt St. Gallen, die seit 1823 herauskamen und verwandte Ziele verfolgten, tut wiederholt nicht gerade schmeichelhafte Aeusserungen. So sagt er einmal: „Es herrscht hier bei vielen Leuten und namentlich auch bei einem Teil des Kaufmannsstandes eine gewisse Furcht vor dem Bücherkaufen ... Die bessere Bildung wird hoffentlich auch den Wahn zerstören, dass das an Bücher gewandte Geld so ganz verworfen und verloren sei".[1]) Noch schlimmer

[1]) Jahrbücher 1825, S. 43, Anm.; vgl. auch Jahrg. 1823, S. 60, Anm.; 1826, S. 47; 1827, S. 37.

aber als um wissenschaftliche Bestrebungen war es um das Verständnis für die Kunst bestellt.

Von den genannten Männern war ohne Zweifel Prof. Scheitlin derjenige, von dem, solange er lebte, auf die weitesten Kreise eine anregende Wirkung ausgeübt wurde. Ihm trat bald nach der Rückkehr in die Vaterstadt der junge Bernet unterstützend zur Seite. Noch im Jahr 1824 liess er sich als Mitglied des von Scheitlin geleiteten Wissenschaftlichen Vereins aufnehmen, und als im November 1825 auf das zehnjährige Jubiläum desselben zum erstenmal eine öffentliche Kunstausstellung in St. Gallen veranstaltet wurde, war neben dem Professor, der die Anregung dazu gegeben hatte, sicher auch sein ehemaliger Schüler an der Vorbereitung beteiligt.

Im folgenden Jahr verband sich Scheitlin mit ihm zur Herausgabe eines grösseren Werkes, betitelt: „Geschichtliche Unterhaltungen. Die Menschheit auf ihrem Schicksals- und Bildungsgange während der vier ersten Jahrtausende", das heisst also einer förmlichen Weltgeschichte, die in wöchentlichen Lieferungen von einem halben Bogen mit je einer Illustration zum Preise von 6 Kreuzern erscheinen sollte. Wahrlich ein kühnes Unternehmen, bei dessen Beginn sich die Herausgeber schwerlich von der Schwierigkeit seiner Durchführung Rechenschaft gegeben hatten. Von welchem der beiden der Anstoss dazu ausgegangen war, ist nicht gesagt; doch wenn man in Betracht zieht, dass schon nach dem ersten Band Scheitlin die Weiterführung dem jüngeren Mitarbeiter überliess, erscheint die Annahme begründet, dass er durch dessen jugendliches Ungestüm sich für das doch recht gewagte Vorhaben hatte gewinnen lassen.

Der erste Band dieser „Geschichtlichen Unterhaltungen" geht aus von der Entstehung der Erde, führt die bei den verschiedenen Völkern darüber bestehenden Anschauungen vor, knüpft daran einen Ueberblick über die älteste Geschichte der orientalischen Völker und ihrer Religionen etc. und stellt dann die jüdische Geschichte von Moses bis zur babylonischen Gefangenschaft dar. Der Text ist zum grösseren Teil von Scheitlin verfasst, während sein Mitarbeiter sich hauptsächlich um die Auswahl der beigegebenen Bilder bemühte und ihre Ausführung überwachte. Den zweiten Band, der in den Jahren 1827—1829 erschien, hat Bernet ganz allein bearbeitet; in ihm wird zunächst die Geschichte der übrigen orientalischen Völker, der Aegypter, Assyrier, Babylonier, Phönizier, Syrer und Meder vorgeführt, und dann folgt nach einem überleitenden Abschnitt über Kleinasien die griechische Geschichte bis auf die Zeit des Lykurgos. Schon die Vollendung dieses Bandes, der wie der erste genau 52 Lieferungen zu einem halben Bogen umfasst und also innerhalb Jahresfrist (auf August 1828) hätte fertiggestellt werden sollen, zog sich infolge Kränklichkeit des Verfassers hinaus. Die Publikation stockte nun des geringen Absatzes wegen mehrere Jahre völlig; erst 1834 konnte sie wieder aufgenommen und mit Einschluss der römischen Geschichte bis auf die Zeit der Perserkriege fortgeführt werden in einem III. Band, der mit der 41. Lieferung mitten im Satz abbricht und keine Fortsetzung mehr gefunden hat.

Dem grösseren Unternehmen zur Weltgeschichte, dessen Bearbeitung ja zunächst Professor Scheitlin übernommen hatte, ging ein zweites zur Lokalgeschichte zur Seite, eine Sammlung von Biographien verdienter Mitbürger, die Bernet unter dem Titel „Denkwürdige Männer der Stadt St. Gallen" herauszugeben gedachte. Als erstes Heft erschien noch vor den „Geschichtlichen Unterhaltungen" 1826: „Johann Kessler, genannt Ahenarius, Bürger und Reformator zu Sankt Gallen. Von Johann Jakob Bernet. (Mit Kesslers Bildnis)."

Die Schrift wird von Prof. Emil Egli in der neuen Ausgabe von Kesslers Sabbata[1]) anerkennend erwähnt; sie fand aber so geringen Absatz, dass die Verleger (Huber und Compagnie) zu Schaden kamen, obwohl der Verfasser nichts beanspruchte. Er schreibt darüber später, er würde „die Schuld einzig in den Mängeln seiner Darstellung gesucht haben, wenn es nicht zu bekannt wäre, dass von jeher alle Schriften dieses Schicksal theilten, die den Fehler hatten, sich bloss — auf St. Gallen zu beziehen.“[2]) Die Folge war, dass die Fortsetzung unterblieb.

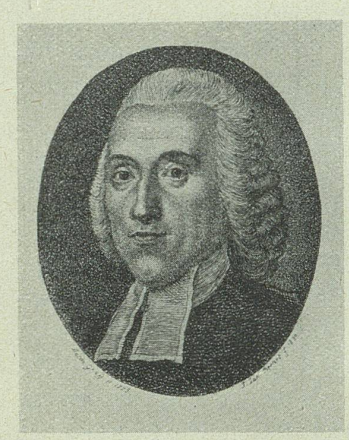
Dagegen erschien, veranlasst durch das Vorbild von Professor Scheitlin, der zum Jubiläum seines Vereins 1825 ein dem Leipziger Prediger Georg Joachim Zollikofer gewidmetes Jugendblatt auf eigene Kosten herausgegeben hatte, und durch einen von Bernet gehaltenen Vortrag, auf das Jahr 1827, anschliessend an die 1814 abgebrochene ältere Reihe der Neujahrsblätter, wieder ein solches auf Kosten des Wissenschaftlichen Vereins, der die Ausarbeitung seinen Mitgliedern Scheitlin und Bernet übertragen hatte. Es behandelte die Ritterzeit des Kantons St. Gallen und war verfasst von Bernet, der auch von den weiteren Jahrgängen dieser Folge (bis 1837) noch mehrere, die Kantonsbezirke Gossau, Rorschach etc. betreffend, bearbeitet hat.

Kurz nach Vollendung des zweiten Bandes der „Geschichtlichen Unterhaltungen“ liess Bernet 1830 gewissermassen als Ersatz für die unterbliebene Fortsetzung der mit Kessler begonnenen Sammlung ausführlicherer Biographien ein kleines Bändchen erscheinen, worin unter dem Titel „Verdienstvolle Männer der Stadt St. Gallen in Bildnissen und kurzen Lebensnachrichten. Ein Taschenbüchlein“ zwölf kurzgefasste Lebensbilder vereinigt sind. Er widmete dasselbe dem Professor Scheitlin und rechtfertigte den erneuten Versuch im Vorwort mit seiner Ueberzeugung, „dass es immer gut sei, an verdienstvolle Vorfahren erinnert zu werden, und dass auch hierin Weniges doch noch besser sei als nichts,“ und erwartete sogar, „dass dieses Wenige hiesigen Orts noch mehr Leser finden dürfte als ein Vieles und Weitläuftiges.“

Von den zwölf Biographien behandelt die erste den aus seiner Wirksamkeit in Memmingen bekannten Theologen Christoph Schappeler, nachmals Prediger in St. Gallen. Auf ihn folgt der Rechtsgelehrte Hieronymus Schurff (Schürpf), der lange eine Professur in Wittenberg bekleidete und zum Freundeskreise Luthers gehörte, noch in höherem Alter aber einem Ruf nach Frankfurt Folge leistete. Die beiden nächsten Abschnitte bieten kurze Lebensabrisse von Vadian und Kessler. Ihnen schliesst sich Melchior Reiner an, der mit seinem Bruder Kaspar sich in österreichischen Diensten auszeichnete und später Richter in der oberungarischen Gespanschaft Abaujvár[3]) wurde. Als solcher machte er sich dadurch verdient, dass er sein Vermögen für die Befreiung von Christen, die in türkische Gefangenschaft verschleppt worden waren, verwandte, weshalb Kaiser Matthias II. ihn 1615 in den ungarischen Adelsstand erhob und sein Wappen mit Zutaten vermehrte. Einem andern St. Galler, der ebenfalls eine Zeitlang in österreichischem Dienst gestanden und Leibarzt des Kaisers gewesen war, dann der Heimat als Stadtarzt und Bürgermeister diente und Leibarzt des Abtes wurde, dem Dr. Sebastian Schobinger, ist die nächste Biographie gewidmet. Auf ihn folgt der Theologe Johann Jakob Scherer, ein überaus vielseitiger Mann, der nicht nur der städtischen Schule als Rektor, der Kirche als Pfarrer und Dekan diente, sondern auch über mathematische und militärische Kenntnisse verfügte

[1]) Joh. Kesslers Sabbata, St. Gallen 1902, 4°, S. VII, Anm. 1. [2]) Bernet, „Verdienstvolle Männer“, Vorwort, S. V. [3]) Abaujvár, Gemeinde im ungarischen Komitat Abauj-Torna, Bezirk Füzér.

und deshalb im Kreuzkrieg (1697) die rechte Hand des Stadtmajors war, vor- und nachher auch in Bibliothek und Archiv nützliche Register anlegte und eine grosse Stemmatologie der Bürgergeschlechter zusammenstellte. Kürzer ist die Biographie des Rechtsgelehrten Dr. Christoph Hochreutiner gehalten, der als Bürgermeister wertvolle Dienste leistete und von König Friedrich Wilhelm I. von Preussen geadelt und zum Hofrat ernannt wurde. Ihr schliessen wieder in grösserer Ausführlichkeit die Lebensbilder der beiden Theologen Jakob Wegelin und Georg Joachim Zollikofer sich an, von denen der erstere, nachdem er als französischer Prediger und Professor der einheimischen Gelehrtenschule gewirkt und daneben philosophische Schriften verfasst hatte, als Professor an die Ritterakademie nach Berlin berufen wurde und namentlich durch seine geschichtlichen Arbeiten hohes Ansehen erlangte, während der letztere nach kurzem Wirken in St. Gallen, in der französischen Schweiz und in der Rheinpfalz einem Ruf nach Leipzig folgte und als deutscher Prediger der dortigen reformierten Gemeinde durch seine, die rationalistische Auffassung vertretenden Predigten, die in verschiedene Sprachen übersetzt wurden, sich die Bewunderung der Zeitgenossen errang. Die letzten zwei Biographien behandeln den bekannten Kupferstecher Adrian Zingg, der lange Jahre in Dresden als Professor an der Kunstakademie wirkte, und den Naturforscher Christoph Girtanner, der zuerst einige Zeit in St. Gallen die ärztliche Praxis ausübte, dann nach grösseren Reisen und längerem Aufenthalt im Ausland sich in Göttingen niederliess und einerseits naturwissenschaftliche und medizinische Schriften, anderseits „Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution“ in 13 Bänden nebst andern Beiträgen zur Zeitgeschichte veröffentlichte.



Georg Joachim Zollikofer.
Nach Stich von J. J. Bernet.

In der Vorrede zu dem Büchlein (140 Seiten kleinen Formates) entschuldigt sich der Verfasser wegen Aufnahme der schon bekannten Biographien von Vadian, Kessler, Wegelin, Zollikofer und Girtanner: sie sei erfolgt, „weil er bei diesem Büchlein einen gewissen Zyklus vor Augen hatte und weil die meisten izt lebenden Bewohner S. Gallens von den genannten Männern auch nicht einmal das hier Mitgeteilte wissen“. Was von den übrigen berichtet werde, sei entweder überhaupt nicht im Druck vorhanden oder doch nicht leicht auffindbar und zugänglich. Tatsächlich ist in dem Bändchen eine Fülle interessanter Mitteilungen vereinigt, und man kann nur bedauern, dass Bernet aus Besorgnis, es möchte mit den wenigen Blättern des Guten schon zu viel geschehen sein, nicht das eine oder andere dieser Lebensbilder noch weiter ausführte. Aus dem gleichen Grunde zog er auch den Kreis nicht weiter, obwohl er selbst sagt, er hätte gern noch andere der Vorfahren einer unverdienten Vergessenheit entrissen.

Fraglich ist, ob zu den Männern, die er dabei im Auge hatte, auch der Stadtschreiber Georg Zörnlin gehört, über den er im folgenden Jahr im Wissenschaftlichen Verein eine Vorlesung hielt. Dieselbe gelangte in Heft 8 und 9 des Jahrgangs 1832 der von Henne herausgegebenen Schweizerblätter (Schweizer. Merkur) zum Druck unter dem Titel: „Der Stadtschreiber Zörnlin von St. Gallen und sein Prozess“. An Hand von fast durchwegs ungedruckten Quellen wird darin über den ganz eigentümlichen Fall dieses Mannes berichtet, der als Sohn des Kanzleisubstituten, spätern Gerichtsschreibers, Hans Jakob Zörnlin 1705

geboren wurde, die Rechte studierte und darauf in den städtischen Dienst trat, allmählich bis zum Stadtschreiber aufstieg und als ein geistreicher, witziger und beredter Mann gern zu schwierigen Geschäften, besonders in Streitigkeiten mit den Nachbarn gebraucht wurde, durch allerhand leichtfertige Aeusserungen aber in den Geruch eines Religionsspötters kam und auch als Wollüstling galt. Im Jahr 1761 wurde er der Veruntreuung von Geldern beschuldigt; namentlich sollte er sich an einer Kollekte, die für die Befreiung zweier in algerische Sklaverei geratener St. Galler veranstaltet worden war, vergriffen, jedoch das Veruntreute wieder ersetzt haben. Wegen dieser Vergehen wurde ihm der Prozess gemacht und über ihn das Todesurteil gefällt. Die schon angesetzte Hinrichtung musste verschoben werden, weil Zörnlin in der vorangehenden Nacht einen Selbstmordversuch gemacht hatte. Er beging nun die Tollheit, eine boshafte Schrift gegen seine Richter, die man nach seinem Tod hätte finden sollen, in ihre Hände zu geben, und schnitt dadurch selbst die Möglichkeit ab, dass den Fürbitten, welche angesehene Leute für ihn hatten einlegen wollen, Gehör geschenkt würde. Eine Woche später wurde unter dem Vorsitz von Bernets Urgrossvater, Bürgermeister Kaspar Bernet, der als Reichsvogt auch den Prozess in der Hauptsache hatte leiten müssen, das Urteil über ihn gesprochen und noch gleichen Tags durch den Scharfrichter von Lindau vollzogen. Ganz klar liegt Zörnlins Fall nicht. Bernet urteilt, er sei ein Opfer frommer Kurzsichtigkeit, persönlicher Leidenschaft und eigener Schlechtigkeit geworden, und führt aus Zimmermanns Buch über den Nationalstolz eine Stelle im 15. Kapitel „von dem republikanischen Stolze“ an, wonach ein Bauer aus Appenzell zu Dr. Hirzel gesagt haben sollte: „Die Einwohner einer gewissen republikanischen Stadt haben einem ihrer Mitbürger den Kopf abhauen lassen, weil er ihr einziger Kopf war.“

Von der besondern Vorliebe Bernets für biographische Darstellungen, welche die genannten Publikationen erkennen lassen, zeugt ein weiteres Unternehmen, mit dem er sich um diese Zeit beschäftigte, nämlich eine Fortsetzung des von Leonhard Meister herausgegebenen Werkes „Helvetiens berühmte Männer“. Er beabsichtigte, der zweiten, 1799 in 2 Bänden erschienenen Ausgabe einen dritten Band anzufügen, der von anderer Seite schon wiederholt versprochen, aber nie erschienen war, und hatte die einheimische Buchhandlung Huber und Compagnie dafür zu gewinnen gewusst. Ein erstes Heft (es sollten ihrer etwa 5—6 werden) kam 1833 heraus. In demselben waren Leonhard Meister, Christoph Schappeler, Hans Waldmann, Johann Stumpf, Adrian Zingg und der Naturarzt Michael Schüppach von Langnau vereinigt. Auch diesmal aber wurden Bernets Erwartungen nicht erfüllt, und der Verleger war zur Weiterführung des Bandes nicht zu bewegen; ebensowenig wollte später Buchhändler Beyel in Frauenfeld darauf eingehen.

Bessere Aufnahme als die erwähnten Sammlungen fanden bei dem einheimischen Publikum wohl die ebenfalls 1833 in kleinem Format, in Heften von je 6 Bildern (zum Preise von 30 Kreuzern für das Heft) erschienenen Bildnisse der Bürgermeister und der Dekane der Stadt St. Gallen, denen 1835 noch die Bildnisse der Vorsteher der Stadt seit 1798 folgten; es waren denselben keine Texte, sondern nur die allerknappsten biographischen Daten beigegeben.

Aber nicht nur verdienten Männern früherer Zeiten schenkte Bernet Beachtung, sondern er liess gern auch Zeitgenossen die gebührende Würdigung zuteil werden. So schrieb er schon 1829 für den Neuen Nekrolog der Deutschen einen Nachruf auf den Stadtarzt Dr. Bernhard Wild; ebenda erschien 1835 ein von ihm verfasster Nekrolog auf Antistes Johann Rudolf Steinmüller, 1836 auf Dekan Johann Konrad Rothmund, 1837 auf

Stadtpräsident Hans Joachim Steinmann und auf den Vater seines Freundes, Pfarrer David Christoph Huber, dessen Nachfolger er zu St. Leonhard wurde. Mehr verwandschaftlichen Rücksichten war das kleine „Denkmal auf Christian Bernet, cand." entsprungen, das er 1832 einem hoffnungsvollen jüngeren Vetter setzte, der kurz nach Beginn der Predigerlaufbahn der Schwindsucht erlegen war.

Die angeführten historischen Arbeiten Bernets stellen in ihrer Gesamtheit, zumal wenn man in Betracht zieht, dass sie zum grössten Teil neben seiner Lehrtätigkeit entstanden sind, eine höchst achtenswerte Leistung dar, und er hat sich durch sie um die Lokalgeschichte ein bleibendes Verdienst erworben. Gewiss sind sie nicht alle Originalarbeiten. Sie erheben aber auch nicht diesen Anspruch; sondern ihrem Verfasser war es in erster Linie darum zu tun, durch sie auf weitere Kreise zu wirken und Sinn und Verständnis für die Geschichte bei seinen Mitbürgern zu wecken und zu fördern. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen allerdings nicht; dafür sind aber nicht Mängel, die seinen Arbeiten anhafteten, verantwortlich zu machen, sondern die Schuld trägt das geringe Interesse, dem sie begegneten. Oder, wenn man dem Herausgeber der Jahrbücher Glauben schenken darf, so mangelte es keineswegs an Interesse für dergleichen Schriften, auch wurden sie wohl gelesen, — aber nicht gekauft, weil noch immer die Auffassung vorherrschte, „dass das an Bücher verwandte Geld ganz verworfen sei".[1]) Ist dies richtig, so haben die Bernet'schen Büchlein vielleicht doch eine grössere Wirkung geübt, als es den Anschein hat. Jedenfalls wären sie besserer Aufnahme würdig gewesen; denn sie haben den Vergleich mit andern ähnlichen Arbeiten nicht zu scheuen, sind gut geschrieben und ihrer Bestimmung für ein grösseres Publikum mit Geschick angepasst, ohne darum wissenschaftlicher Zuverlässigkeit zu entbehren.

Ausser den genannten Eigenschaften haben die Schriften Bernets in der Mehrzahl noch einen Vorzug aufzuweisen, von dem man meinen möchte, dass schon um seinetwillen ihnen eine bereitwillige Aufnahme hätte zuteil werden sollen. Mit Ausnahme des in einer Zeitschrift veröffentlichten Vortrags über Zörnlin und der nicht in erster Linie für einheimische Leser bestimmten Beiträge zum Nekrolog der Deutschen sind sie nämlich alle mit Illustrationen versehen. Ob der Verfasser mit deren Beigabe in erster Linie weitere Verbreitung seiner Schriften zu erzielen hoffte, wissen wir nicht. Doch ist eher anzunehmen, dass nicht diese Rücksicht für ihn massgebend war, wenn er auch sich nebenbei eine solche Wirkung davon versprochen haben mag. Sondern die Illustrationen wurden von ihm beigefügt, weil ebensosehr wie die Förderung des Verständnisses für Geschichte die Weckung und Pflege des Kunstsinns bei seinen Mitbürgern ihm am Herzen lag.

Es ist früher erwähnt worden, dass schon in den Realschulzeugnissen die Begabung des jungen Bernet für das Zeichnen und seine Leistungen in diesem Fach rühmend hervorgehoben sind und dass er auch neben der Schule viele Zeit darauf verwendete. Aus den Jünglingsjahren ist Aehnliches nicht überliefert. Dagegen berichtet er in seinem Tagebuch von einigen landschaftlichen Zeichnungen, die er machte. In Tübingen porträtierte er seine Studienfreunde und sich selbst; in Basel studierte er die Sammlungen und verkehrte mit einem Zeichner, der ihm gute Ratschläge erteilte; in Zürich kam er mit seinen Landsleuten Gonzenbach und Merz, die nachmals beide zu den besten Kupferstechern Deutschlands gezählt wurden, zusammen, übte sich im Zeichnen und versuchte sich auch im Radieren, wofür ihm von seinen Freunden und sogar von deren Lehrmeister Lips

[1]) Jahrbücher 1826, S. 47 Anm.

Anweisung erteilt wurde. Leider ist von all diesen Versuchen aus der Jugendzeit sozusagen nichts erhalten, und auch aus den späteren Jahren liegt wenig mehr vor als die Radierungen, die Bernet zu seinen eigenen Publikationen beigetragen hat. Was wir von ihm kennen, sind fast ausschliesslich Porträte, einige getuschte oder mit Aquarellfarben gemalte Selbst- und Familienporträte, Schattenrisse von Familiengliedern, ein gestochenes Porträt seines Vaters, ebenso seiner Schwester Margareta und seines Vetters Christian Bernet, endlich verschiedene Porträte, die er nach den in der Stadtbibliothek aufbewahrten Gemälden von Vadian, Kessler und mehreren anderen Bürgermeistern und Dekanen radiert hat.

Der Totentanz bei der Predigerkirche in Basel.
Nach Aquarell von J. J. Bernet.

In der Zeit, wo Bernet die Befürchtung hegen musste, dass ihn seine schwache Brust dauernd an der Ausübung des Lehr- und Predigtamtes hindern werde, ging er sogar mit dem Gedanken um, sich der Kupferstecherei berufsmässig zu widmen. Ob er daran gut getan hätte, mag füglich bezweifelt werden. Auf Grund der vorliegenden, freilich nicht gerade zahlreichen Arbeiten darf ihm wohl eine über das landläufige Dilettantentum hinausgehende künstlerische Begabung zugesprochen werden; doch ist nicht sicher, dass sie ihn zu hervorragenden Arbeiten befähigt hätte, und auch sein Alter — er stand schon in der Mitte der dreissiger Jahre — hätte ihm den Wechsel des Berufes jedenfalls erschwert. Dagegen war er ohne Zweifel seiner ganzen Anlage nach die geeignete Persönlichkeit, um andere zum Kunstverständnis anzuleiten.

Bis dahin hatte in diesem Sinn besonders Professor Peter Scheitlin gewirkt, teils durch Vorträge, teils indem er vom Jahr 1823 an die Veranstaltung von Kunstausstellungen durch den Wissenschaftlichen Verein veranlasste. In seinen Bemühungen fand er bald einen eifrigen Helfer an dem jungen Bernet, der mit Wort und Schrift für die gleiche Sache eintrat, mit Buchhändler Fehr sich um die Erstellung eines Katalogs der ersten öffentlichen Kunstausstellung im Jahr 1825 bemühte, 1827 in Scheitlins Verein einen „Versuch einer Kunstgeschichte St. Gallens, Maler, Kupferstecher etc." vortrug, dem 1828 gegründeten Kunstverein beitrat und von 1829—1831 als dessen Vizepräsident die akademischen Abende, d. h. die Uebungen im Zeichnen, leitete, 1830 in seinen „Verdienstvollen Männern" eine Biographie des Kupferstechers Zingg lieferte, über die Kunst- und Industrieausstellung Ende 1832 in den „Schweizerblättern" eine ausführliche Besprechung veröffentlichte[1]) und ebenda

[1]) „Schweizerblätter oder schweizer. Merkur" 1832, 7. Heft, S. 56 ff.

1833 ein „Verzeichnis von Bildnissen St. Gallischer Kantonsbürger“ begann. Noch weit eindringlicher aber wirkte Bernet für den gleichen Zweck durch die Tat, indem er weiten Kreisen die Erwerbung von guten Reproduktionen hervorragender Kunstwerke ermöglichte. Schon 1826 gab er eine neue Auflage der biblischen Kupfer von Schellenberg heraus. Ihnen liess er in den Jahren 1829—1832 dreissig „Bilder aus dem Neuen Testament in Kupferstichen nach den besten Meistern“ folgen, die in Lieferungen von je 6 Blatt zum Preise von 1 1/2 Gulden (also das Blatt um 15 Kreuzer) erschienen. Die gleichen Bilder benützte er nochmals für ein dreibändiges Buch der Andacht, dessen Text von ihm angeordnet und durch eigene Beiträge bereichert war; es kam in den Jahren 1834—1836 heraus und enthielt noch weitere 37 Stiche von schweizerischen Künstlern. Dreissig derselben erschienen gleichzeitig separat in zwei Lieferungen als „Bilder aus dem Alten Testament“.

Während die ersten beiden Publikationen um der Bilder willen veranstaltet waren, ihnen zu möglichst grosser Verbreitung verhelfen sollten und nur zur Erläuterung ein kurzer Text beigegeben war, nimmt im Buch der Andacht umgekehrt der Text die erste Stelle ein. Die Bilder stehen mit ihm nur in losem Zusammenhang, fügen sich aber dem Zweck des Buches wohl ein. Durch sorgfältige Auswahl und gute Ausführung gereichen sie der Sammlung wirklich zur Zierde und waren daher durchaus geeignet, ihr Freunde zu gewinnen. Aehnliches lässt sich von den übrigen Publikationen Bernets sagen. Gleich die erste grössere derselben, die mit Scheitlin herausgegebenen „Geschichtlichen Unterhaltungen“, zeichnen sich durch reichhaltige Illustration vorteilhaft aus. Um hierüber gerecht zu urteilen, muss man die damaligen Verhältnisse berücksichtigen. Gewiss hielte es heute nicht allzuschwer, mit Hilfe der Photographie und der modernen Reproduktionsverfahren ein solches Werk mit gefälligerem und, falls die erforderlichen Mittel zur Verfügung stünden, auch mit reichlicherem Bilderschmuck zu versehen. Vor hundert Jahren aber verstand man noch nicht, den schwierigsten Teil der Arbeit durch die Sonne oder gar durch künstliches Licht ausführen zu lassen, sondern auch für die einfachste Illustration bedurfte es einer künstlerisch geschulten Hand, von deren grösserem oder geringerem Geschick das Gelingen abhing. Mit Rücksicht darauf wollte es wirklich etwas heissen, mit den in St. Gallen zur Verfügung stehenden Kräften ein Unternehmen durchzuführen, das wöchentlich ausser einem halben Bogen Text, den die Druckerei unschwer liefern konnte, die dazu in Aussicht gestellte Illustration bringen sollte. Bernet hat im ersten Band diese Aufgabe gelöst und zwar auf eine Weise, die ihm und seinen Mitarbeitern Ehre machte. Und was er im ersten Band begonnen hatte, führte er nicht nur in den beiden folgenden fort, sondern bemühte auch bei seinen andern Schriften sich stets, ihnen durch Beigabe von Illustrationen einen Schmuck und erhöhte Anziehungskraft zu verleihen.

Als solche Illustrationen kamen in den „Geschichtlichen Unterhaltungen“ ausser den Karten, die der Herausgeber selbst zeichnete und durch einheimische Lithographen ausführen liess, ausschliesslich Reproduktionen von Abbildungen, die er mit möglichster Sorgfalt auslas, in Betracht, antike Götterbilder und Statuen, Darstellungen aus architektonischen Werken, Reisebeschreibungen etc. Bei den übrigen Schriften, die alle biographischen Inhalts sind, handelte es sich um die Wiedergabe von Porträten, für welche, wie auch für die Bildnisse der Bürgermeister und Dekane, fast durchwegs Gemälde in der Stadtbibliothek die Vorlage bildeten. Einen Teil dieser Illustrationen hat Bernet selbst beigesteuert, für die übrigen, mit Einschluss der Bilder zum Neuen Testament, fast ausschliesslich einheimische

Künstler herangezogen, nur im Buch der Andacht auch Stiche von anderen schweizerischen Künstlern aufgenommen. Dabei kam es ihm in hohem Masse zustatten, dass in seinem etwas jüngeren Mitbürger und Freund Kaspar Merz[1]) ihm ein Kupferstecher zur Verfügung stand, dessen Arbeiten schon damals den künftigen Meister erkennen liessen. Unstreitig darf man seine Bilder zum Neuen Testament und die von ihm gestochenen Porträte etc. als den wertvollsten Bestandteil dieser Darstellungen bezeichnen. Aber auch die andern Mitarbeiter haben, durch seine Mitwirkung angespornt, Tüchtiges geleistet, und unter den Stichen von Daniel Ehrenzeller[2]) und Wilhelm Hartmann,[3]) den Lithographien von Jakob Laurenz Gsell,[4]) den Porträten von Salomon Bühlmeier[5]) und C. Spühler[6]) finden sich recht erfreuliche Arbeiten. Vor allem aber muss kaum eine als völlig minderwertig bezeichnet werden, und als Ganzes bilden diese Illustrationen eine Leistung, mit der St. Gallen neben besser gestellten Orten ehrenvoll bestehen konnte. Dieses günstige Resultat ist sicher nicht zum wenigsten der sorgfältigen Vorbereitung und Ueberwachung durch den Herausgeber zu verdanken, dem seine eigenen Arbeiten das Recht zur Kritik gaben. Die Entschädigung, welche er seinen Mitarbeitern zukommen lassen konnte, wird recht bescheiden gewesen sein;[7]) dafür durfte er darauf hinweisen, dass ihnen hier Gelegenheit zu künstlerischer Betätigung geboten werde. Kaum ein Jahrzehnt vorher hatte der ältere Hartmann noch sich bitter beklagt, dass ein Künstler in St. Gallen keine Beschäftigung finde und, um nicht zu verhungern, gezwungen sei, rein handwerksmässige Arbeiten zu übernehmen. Auch der Herausgeber der Jahrbücher glaubte in einer Anzeige der „Geschichtlichen Unterhaltungen" hervorheben zu sollen, dass man sich dieses Unternehmens darum besonders zu freuen habe, weil es „den einheimischen Kupferstechern (für hier die erste) Gelegenheit zu permanenter Beschäftigung mit eigentlichen Kunstgegenständen und zu immer rühmlicherer Bekanntwerdung" biete. Sicherlich hat Bernet dadurch sich wirklich verdient gemacht um seine Mitarbeiter, von deren Leistungen noch heute am ehesten aus seinen Publikationen sich ein Bild gewinnen lässt. Nicht darin aber liegt in erster Linie ihre Bedeutung, sondern in der Wirkung, die sie auf ihre Zeitgenossen ausgeübt haben müssen. Während eines vollen Jahrzehntes ist durch sie eine Fülle von künstlerischer Anregung in Stadt und Land hinausgetragen worden, und wenn auch der äussere Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, muss doch die konsequente Vorführung guter Kunsterzeugnisse eine Läuterung des künstlerischen Geschmackes und Hebung des Kunstverständnisses zur Folge gehabt haben.

Die Herausgabe der im Vorangehenden besprochenen Publikationen fällt in der Hauptsache mit Bernets Lehrtätigkeit zusammen. Als er wegen eines beginnenden Brustleidens sich mehr und mehr von derselben zurückzog, sah er sich genötigt, auch seine litterarische Tätigkeit einzuschränken und die ihm verbleibende Kraft Arbeiten zuzuwenden, die eher einen Ertrag zu bringen versprachen.

---

[1]) Kaspar Heinrich Merz, 1806—1875, bekannter Kupferstecher, s. Schweizer. Künstler-Lexikon, Bd. II, S. 372 f. [2]) Daniel Ehrenzeller, 1788—1849, 1817 Zeichenlehrer an der Mädchenschule, von 1833 an Mesner zu St. Laurenzen, s. ebenda, Bd. I, S. 415. [3]) Daniel Wilhelm Hartmann, 1793—1862, Sohn von Georg Leonhard Hartmann, bekannt vor allem als Miniaturenmaler, s. ebenda, Bd. II, S. 17 und Bd. IV, S. 206 f. [4]) Jakob Laurenz Gsell, 1786 bis 1870, Lithograph, Zeichner und Maler, Zeichenlehrer am Waisenhaus, s. ebenda, Bd. IV, S. 532. [5]) Salomon Bühlmeier, 1814—1876, Maler und Kupferstecher, soll von Bernet im Radieren Anleitung erhalten haben, s. ebenda, Bd. I, S. 228. [6]) Ueber C. Spühler ist nichts Näheres bekannt. [7]) In einem Brief an Wilhelm Hartmann vom 20. Febr. 1831, worin er diesen aufforderte, sich wieder an den Arbeiten für die „Geschichtlichen Unterhaltungen" zu beteiligen, spricht er von 2 1/2 Thalern für je einen Stich.

Bernet besass nicht die robuste Gesundheit seines Vaters, sondern hatte die zarte Konstitution der Mutter geerbt[1]) und musste sich vor jeder körperlichen Ueberanstrengung hüten. Auch in dem Alter, wo sonst junge Leute im Gefühle überschüssiger Kraft gerne allerhand tolle Streiche begehen, befliss er sich, wie sein Tagebuch zeigt, peinlich einer geregelten Lebensführung, ohne darum von mancherlei körperlichen Beschwerden verschont zu bleiben. Dann scheint er während der ersten Jahre seines Wirkens in St. Gallen sich guter Gesundheit erfreut zu haben. Schon 1828 aber litt er an Nervenschwäche und gab deshalb den Religionsunterricht an der Töchterschule auf. Im Februar 1831 stellten sich Ohnmachtsanfälle ein, infolge deren er sich monatelang geschwächt fühlte und im Herbst das bis dahin geleitete Institut eingehen liess. Auch als Katechet zu St. Leonhard wollte er zurücktreten, erhielt aber die erbetene Entlassung nicht. Einen um diese Zeit erhaltenen Antrag, die vakante Pfarrstelle in Oberuzwil anzunehmen, schlug er wie schon früher (1828) einen Ruf nach Brunnadern aus, allem Anschein nach nicht einmal so sehr aus gesundheitlichen Bedenken als darum, weil er die Ueberzeugung hegte, dass er sich besser zum Prediger für gebildete Kreise als zum Landpfarrer eigne. Nicht lange vorher hatte er nämlich, dem Zureden seiner Freunde folgend, sich zur Uebernahme eines Teils der Predigten von Pfarrer Johann Konrad Rothmund bereit erklärt und begann mit ihnen wirklich an Advent. Auch eröffnete er um die gleiche Zeit gemeinsam mit Professor Scheitlin einen Zyklus von sechs Vorlesungen über Physiognomik, anthropologische Zeichenlehre und die Temperamente. Im folgenden Jahr trug ihm sein einstiger Lehrer, Professor Fels, einen Teil der theologischen Professur an, und nach dem Wunsch des Schulrates sollte Bernet vom Juli weg die grössere Hälfte, ja schliesslich die ganze Professur versehen, musste aber bald fremde Hilfe in Anspruch nehmen. Als darauf im September 1833 Professor Fels kurz nach seinem gänzlichen Rücktritt starb, wurde die schon 1829 im neuen Lehrplan für die städtischen Schulen vorgesehene Aufhebung der theologischen Professur durchgeführt.

Schon mehrere Monate vorher, um Neujahr, hatte Bernet wegen Blutspeiens und Schwäche der Brust seine Predigten und den Religionsunterricht eingestellt, im Frühjahr diesen wieder aufgenommen, auch zuweilen eine Kinderlehre gehalten. Im Herbst aber verschlimmerte sich sein Leiden so sehr, dass ihm während des ganzen Jahres 1834 anhaltendes Sprechen unmöglich war und auch nachher er nur mit Mühe einige wenige Predigten halten konnte. An Lehrtätigkeit war unter diesen Umständen nicht zu denken; sondern es galt nun, für dieselbe irgend welchen Ersatz zu beschaffen. Denn Bernet, der seit 1828 mit Martha Elisabeth Scheitlin verheiratet war, hatte für Frau und Kinder zu sorgen und verfügte nur über ein bescheidenes Vermögen. Er übernahm nun Arbeiten für Buchhändler, so die Herausgabe des schon früher erwähnten dreibändigen Buches der Andacht, die Korrektur des „Schweizerwerkes“[2]) etc. und beschäftigte sich mit der Erstellung eines Kataloges der Stadtbibliothek. Schon 1824 war er dem Bibliothekkollegium beigetreten, 1830 zum Registrator der Bibliothek und Aktuar des Kollegiums ernannt worden. Im folgenden Jahr befasste er sich mit der Ausscheidung von Doubletten; dann

[1]) Am 9. Januar 1840 schrieb er an Huber: „Es wird nicht besser mit mir im Vierzigsten; es wird mir gehen wie meiner Mutter, der ich, etwas Männlichkeit abgerechnet, sehr ähnlich bin.“ [2]) So bezeichnet Bernet selbst in einem Briefe die im Verlag von Huber und Comp. unter dem Titel „Gemälde der Schweiz. Historisch-topographische Beschreibung der einzelnen Kantone“ von 1834 an erschienene Sammlung von Monographien der schweizerischen Kantone.

begann er mit der Anlage eines Hauptkatalogs. Ausserdem hatte er schon 1831 Auftrag erhalten, die Erstellung einer sauberen Abschrift der Stemmatologie der Bürgergeschlechter, die von Dekan Scherer im 18. Jahrhundert begonnen worden war, zu überwachen und in der Vorlage die nötigen Berichtigungen und Ergänzungen anzubringen. Im Frühjahr 1836 ging sein Wunsch, dass der Verwaltungsrat eine kleine Bibliothekarstelle schaffen und ihm übertragen möchte, in Erfüllung; die Besoldung war auf 220 Gulden festgesetzt und bedeutete, so bescheiden sie war, in seiner damaligen Lage doch eine wesentliche Hilfe. Auch später, als er ein Pfarramt erlangte, behielt er diese Bibliothekarstelle bei.

Wenn Bernet der Schule nicht mehr als Lehrer dienen durfte, so erhielt er dafür jetzt Gelegenheit, für sie in den Behörden zu wirken, in die ihn das Vertrauen seiner Mitbürger berief. Er gehörte 1832 der Kommission an, die über die Zusammensetzung des städtischen Schulrates beraten sollte, wurde im folgenden Jahr in diesen selbst gewählt und bei seiner Neubestellung 1834 bestätigt. Die unmittelbar nachher erfolgte Wahl zum Mitglied des evangelischen Erziehungsrates nötigte ihn zum Rücktritt. Da aber die langen, noch dazu häufig an aufeinanderfolgenden Tagen stattfindenden Sitzungen in dieser Behörde ihm nicht zuträglich waren, nahm er schon nach einem Jahr seine Entlassung und wurde nun sofort wieder in den städtischen Schulrat berufen, im folgenden Jahr (1836) vom Erziehungsrat zum Präsidenten des Bezirksschulrates ernannt.

So grosse Anerkennung seiner bisherigen Tätigkeit aber in diesen Wahlen sich kundgab, so konnte doch die blosse Teilnahme an Verhandlungen von Schulbehörden dem nach persönlichem Wirken drängenden Wesen Bernets nicht genügen. Immer drückender lastete sein Leiden, das ihn daran hinderte, auf ihm, und je länger es anhielt, um so stärker wurde die Befürchtung, dass er für immer auf Lehr- und Pfarramt verzichten müsse, um so quälender die Sorge um seine Familie, für deren Unterhalt die Einnahmen trotz angestrengter Tätigkeit nicht ausreichen wollten, und um so unerträglicher die Nötigung zu Arbeiten, die ihm keine Befriedigung gewähren konnten. Oft war er nahe daran, jede Hoffnung, dass überhaupt noch einmal eine Wendung zum Bessern eintreten werde, aufzugeben.

Einblick in seine damalige Gemütsstimmung gewähren Briefe, die er in diesen Jahren an seinen Freund Christian Walter Anton Huber, Pfarrer in Grub, später in Oberuzwil und Thal, richtete. Im Jahr 1808 geboren, war dieser der Alters- und Studiengenosse von Christian Bernet gewesen und erst an dessen Grab (November 1832) auch dem älteren Vetter nahe getreten, an den er sich mit aufrichtiger Bewunderung anschloss und dem er in treuer Ergebenheit bis zum Tod verbunden blieb.

Schon im März 1833 schrieb ihm Bernet: „Wirklich scheint es mir begegnen zu wollen wie St. Peter. Mein Schicksal will mich gürten, mir die Arme ausstrecken und mich führen, wohin ich nicht will. Ich bin aber, leider! noch in meinem 33sten Jahr ein Knecht — zwar nicht eines einzelnen Menschen, sondern ein Knecht des Undinges, Konvenienz, öffentliche Meinung, Publikum etc. genannt, womit sich in mir selbst ein kleinstädtischer Ehrgeiz verbündet. Es steht aber nirgends geschrieben, dass ich in Mantel und Kräglein oder auf dem Lehrstuhle sterben müsse. Doch fordert die Gerechtigkeit gegen mich selbst, dass ich bezeuge, auch um einiger edlern Gründe willen an Lehrstuhl und Kanzel mein Herz gehängt zu haben und ungern losgerissen zu sehen . . . Elysium ist gegenwärtig nicht in St. Gallen, d. h. in meinem St. Gallen, dem statu ecclesiastico et literario, welches bekanntlich nur der allerkleinste Teil unsrer a parte potiori sehr weltlichen und illiterarischen Vaterstadt ist."

Und in einem spätern, „Nebelland, 8. Oktober 1833“ datierten Brief seufzte er: „Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht tut's kund der andern, dass mein Zustand unheilbar sei. So besorg' ich wenigstens häufiger, als dass ich das Gegenteil hoffe.“

Dann am 19. Januar 1834: „Ich muss noch ein Bischen an Deinem Herzen klagen. Meine Last dünkt mir immer gleich schwer. Zwar hatt' ich es seit Mittwoch dem Leibe nach wieder ziemlich gut; allein sobald die Kräfte nur wieder ein wenig wachsen, steigt auch mit ihnen der Durst zum Schaffen und Wirken. Ich habe gesammelt im vorigen Jahr und möchte ausstreuen. Für mich und die Meinigen nichts erwerben, auf keine der nächstens zu besetzenden Pfarrstellen hoffen zu können und, was mehr ist, unter dem oft so hohlen Lärm der Menge nicht auch meine Stimme in möglichst vernünftigen Worten hören lassen zu können und so meine besten Jahre hinschleichen zu sehen wie einen trägen, frostbringenden Nebel, — das ist hart, und ich kann seine Härte mir nicht mildern.“

Johann Jakob Bernet.
Nach Stich von Kaspar Heinrich Merz, 1834.

Ganz verzweifelt äussert er sich am 2. März 1834: „Vor zehn Jahren hofft' ich noch, dass das Rätsel meines Ich sich immer mehr lösen werde; denn ich dachte mich als noch unausgeboren. Allein der Knoten schürzt sich immer fester. Ich bin nach meinem Wesen, meinem Denken, meinem Empfinden, meiner Tat, sowie nach meinem Schicksal auch ganz und gar nur Stückwerk, während ich rings um mich Menschen erblicke, die doch, jeder in seiner Art und jeder in irgend einer Beziehung, Ganze sind. Und nur darin kann das Glück eines jeden ruhen, auf irgend eine Weise ein Ganzes in dieser Welt gewesen zu sein. Die einen schaffen, gleichviel ob philosophische Systeme oder Verfassungen und Legislaturen oder gar — neue Industriefabrikate, — und die andern wissen das Geschaffene gut anzuwenden und sind gute Handwerker, Kaufleute, Lehrer, Pfarrer, Staatsdiener. Sie fühlen, dass sie etwas sind und können sich also in dieser Welt gefallen, — und dies muss so sein, und bei wem es nicht so ist, der ist ein monstrum. Ein solches monstrum per excessum wie per defectum bin nun ich, und eben darin liegt das innere, wahre Grundunglück meiner Seele, der Wurm, der nicht stirbt, das Feuer, das nicht erlischt.“

Gegen Ende des gleichen Monats (27. März) klagt er über Verdrossenheit: „Indem die kranke Brust nicht im mindesten genesen will, nährt sich bei guter Kost und wenig Arbeit mein Fleisch bis zur Ungebühr, und beide Umstände zusammen machen mich stumpf und verdrossen. Die geschichtlichen Unterhaltungen[1]) schreib' ich ohne Teilnahme des Geistes und Herzens als ein wahrer Taglöhner, welches Wort in der versio vernacula (schweizerdeutschen Uebersetzung) meines Vaters, Job VII, 1., passender gegeben ist durch

[1]) Schon am 29. Dezember 1833 hatte er die Absicht ausgesprochen, nach Neujahr mit dieser Publikation, von der neun Lieferungen seit längerer Zeit schon gedruckt seien, fortzufahren: „Misslingt auch dies, so mach' ich Feierabend und bitte um eine baldige Auflösung meines ‚Schmachtriemens'.“

Taglümmel. Sonst bin ich zu nichts fähig als zu leeren Vorsätzen, die eigentlich von jeher einen guten Teil meiner Tage ausgefüllt haben. — Sieh', solche Klagen brechen los, wenn ich schreiben will!" — Und nochmals: „Gegenwärtig bin ich ganz in die mühselige Lasttierarbeit verkettet, die geschichtlichen Unterhaltungen wenn möglich durch eine neue Auflage aus dem Abgrunde, in den sie gesunken waren, wieder herauf und in ein Geleise zu bringen, dass sie mir pekuniären Vorteil geben.[1]) Unter dieser Arbeit vergehen mir freilich auch die wenigen guten Gedanken, die sonst etwa noch auf meiner Steppe zum Vorschein kommen. Daneben korrigiere ich das Schweizerwerk, das Fehr izt über Hals und Kopf betreibt. Endlich habe ich mich auch zum Redaktor der Müller'schen Gebetbuchkompilation hergegeben, — lauter Arbeiten, an die ich schon zum Voraus mit Widerwillen denke."

Am 18. Juli schreibt er: „Ach, ich bin der wahre Prometheus, der am Felsen geschmiedet ist und täglich dieselbe Qual ausstehen muss, ohne sich rühren zu können," und berichtet dann, Henne habe ihm zum zweiten Male den Posten eines Aktuars des katholischen Erziehungsrates angetragen. Doch seien anhaltendes Anlehnen (mit der Brust) und Schreiben, besonders aber lange Sitzungen ihm nicht zuträglich. „Der Verwaltungsrat könnte mir am erfreulichsten helfen, wenn er eine kleine Bibliothekarstelle schaffen wollte. Bei den damit verbundenen Geschäften säss' ich doch in einem Gedankenmagazin, in einer ‚Seelenapotheke' zu Gunsten meines immer leerer werdenden Kopfes und kränker werdenden Gemütes. — Unser Herr Gott Jehovah Zebaoth könnte auch helfen."

Am 12. Oktober 1834, nach dem Tode des Vaters: „Ich habe Trauer angezogen, und die schickt sich in der Tat wohl, recht wohl für mich. Meines Vaters Sterbeglocke ist das erste Zeichen auch für mich gewesen. Die Blüten sind gefallen; zu Früchten sollte es nicht kommen. Ob ein langer oder kurzer Herbst, was weiss ich? Nur erwarte man nichts mehr von mir! Ich sitze wie eine zertretene Pflanze am Wege ... ‚Auf deinem Bauche sollst du kriechen', hiess es über mich, ‚und Erde essen dein Leben lang!' — und vormals — konnt' auch ich den Kopf heben und über Berg und Tal wegschauen, voll schauerlichsüsser Ahnung eines schönen Laufes und voll heimlichen Mutes zum Streite."

Am 19. November wünscht er: „O könnt' ich wegziehen von St. Gallen und mich wie Elias und Rousseau verbergen! Die wenigen Augenblicke, da ich noch zu etwas Rechtem oder allenfalls doch zum Erwerbe tüchtig wäre, stehlen mir fühllose Menschen weg und lassen mir die Hefe von Augenblicken, in denen ich mir selbst und Gott ein Greuel bin ..." Dann berichtet er über seinen Rücktritt aus dem Erziehungsrat: „Gestern hab' ich die Stelle im Erziehungsrate niedergelegt. Die langen Sitzungen äussern fort und fort einen schlimmen Einfluss auf meine Brust, so dass ich gewöhnlich, wenn jene durch mehre Tage andauerten, endlich ausbleiben musste, und auch damit war's dann noch nicht wieder besser. In der Behörde selbst aber bin ich wegen Ausbleiben und Uebelbefinden oft sehr gebunden und gehemmt gewesen. Gewiss ist, dass weder sie noch ich durch meinen Austritt verliert. Für Geschäfte tauge ich nicht. Mein Leben ist im Ideenhimmel, und das war meinen Herren Kollegen eine Torheit und ein Aergernis. Wäre ich aber ein Mann, der seinen Ideen Fleisch und Blut und einen lebendigen Odem geben kann, dann freilich würde ich keinen Erziehungs- noch irgend einen andern Rat oder

[1]) Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Am 13. Juni meldet Bernet, er habe damit schon gegen 4 Louisdor Schulden gemacht. Jetzt wolle allerdings Henne den Verlag übernehmen; dabei müsse aber er umsonst arbeiten und habe nur den Vorteil, seine Geldschuld nicht mehr anschwellen zu sehen.

Unrat fürchten. Doch ich bin nichts als disjecti membra poetae — ein Schatten und ein Kinderspiel."

Und dann zum Schluss: „Also wieder bis hieher von meinem Ich! Etliche hat der Herr gesetzt zu Propheten, etliche zu Aposteln, etliche zu Evangelisten, etliche zu Ichianern, d. h. er hat etliche zu Wasser und Brot und zwischen Mauern gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond bescheint, und da müssen sie wohl in sich selbst hineinschrumpfen. Vormals war ich doch noch eine Topfpflanze, die zwischen den Fenstern gedieh.

Du aber steh' und wachse im Freien, wurzle immer tiefer und wachse immer mehr himmelan und breite Deine Aeste aus über das dürre Feld! Ich werde es nicht mehr erleben, wie alle Tiere des Feldes und alles Gevögel umher bei Dir Schirm und Schatten sucht; aber der Geist spricht es, dass es so sein werde. Du gehörst zu meinen wenigen, aber darum auch desto dankbarer genossenen Freuden. Dankbar freu' ich mich namentlich auch meiner lieben Frau und meiner lieben Kindlein."

Einen seltenen Genuss bereitete Bernet nach einer wenig befriedigenden Prüfung, der er als Examinator hatte beiwohnen müssen, ein Vortrag von Professor Scheitlin. Er berichtet darüber am 21. Dezember 1834: „Derselbe Abend aber ging mir sehr vergnügt hin. Auf dem Rathause hörte ich eine Vorlesung von Scheitlin. Ein guter Genius hatte dem Manne eingegeben, diesen Winter über gratis einige Vorträge über Religion, Natur und Kunst zu halten. Obwohl er dabei zu sehr sich selbst nur folgt und demnach zu gelehrt spricht, kann es doch ohne Nutzen nicht ablaufen. Es war mir eine wahre Herzensfreude und liess mich mein Leiden völlig vergessen, wieder einmal so recht in dieses Mannes schöne Seele hineinzuschauen, mich an seiner reichen Humanität zu weiden und mich von ihm in einem mit Verstand, Geschmack und Gefühl angelegten Garten voll der lieblichsten Bilderblumen und kräftigsten Gedankenfrüchte herumführen zu lassen. Was würde dieser Mann unter andern Umständen und in einer ausgesuchtern Menschenwelt geleistet haben!" [1])

Gegen die Mahnung eines Rezensenten seiner Predigten, dass er sich nicht so gehen lassen sollte, verteidigt er sich am 5. März 1835 dem Freund gegenüber: „Eben da steckt das Elend: — ich muss entweder auf meine eigenste, individuellste Weise existieren und mich äussern können, oder ich bin so gut wie non existent... Bei dem Streben nach einem allgemeinen Ideal wird mein sonderbares Ich nicht besser, sondern nur gelähmt, und es steht statt meiner blos noch eine gedanken- und formlose Schattengestalt da. Ich kann für meine wahrscheinlich noch kurze übrige Lebenszeit nur mit meinem Talente zu wuchern suchen; für alles andere hab' ich weder Kraft noch Geschick... Denn sieh, lieber Pastor! ich glaube immer minder an Deine Erwartung und Prophezeiung. Ich bin vielmehr ziemlich überzeugt, dass ich in kurzem zu Grunde gehen werde. Meine Lunge und Kehle sind wieder so angegriffen als je." Er klagt dann über Mangel an Aufheiterung, und dass auch das Wenige, was erfreulich sein könnte, nur zu leicht sich ihm ins Gegenteil verwandle. So habe eine günstige Rezension seiner Predigten nur „die alte Wunde wieder grässlich aufgerissen; denn nicht nur nicht predigen, sondern nicht einmal Predigten

[1]) Eine ähnliche Aeusserung findet sich in einem Brief vom 10. März 1834 mit Beziehung auf eine schriftliche Auseinandersetzung, die Bernet mit Prof. Scheitlin gehabt hatte: „Man kann mit ihm reden, wie man mit hundert andern nicht kann; aber doch hat St. Gallen seinen niederdrückenden, kleinstädtlerischen Einfluss auch auf ihn ausgeübt. Werden diesem Samson die Haarlocken noch einmal wachsen? — Und wie wird es mir ergehen? Bei mir ist St. Gallen und Schicksal! — Es ist Zeit, dass sich der Traum ende und die Wirklichkeit an mir tue, was ihres Amtes ist, zu Leben oder Tod."

schreiben kann ich, weil ich in der beschränkten Zeit, da ich zu arbeiten vermag, um Geld arbeiten muss."

Aus einem etwas späteren Brief (30. März) geht hervor, dass Bernet auf den Rat des Freundes Konfirmationsscheine drucken liess, um zu versuchen, ob für sie Absatz zu finden wäre. Es scheint wirklich der Fall gewesen zu sein, da solche Sprüche dann, in einer Mappe vereinigt, von ihm herausgegeben wurden. [1])

Am 31. Mai 1835 klagt er wieder über sein trauriges Los: „Von mir ist nichts Positives zu erwarten; am allermindesten izt. Ich kann nur mit meiner Armut zu Markte gehen und überallhin rufen: Date obolum! (Gebt einen Pfennig). Ich bin ein Wurm und kein Mensch; ich bin eine zertretene Pflanze am Wege. Die Sorgen des Lebens liegen auf mir; aber die höchste Freude, die des Gefühles der Integrität meiner Individualität und eines tüchtigen Wirkens aus derselben heraus, ist mir genommen. ‚Wie lange schon!' seufz' ich — und niemand kann mich trösten. ‚Wie länger noch?' frag' ich — und niemand kann mir antworten."

Und ähnlich am 9. Juni: „Ich bin so müde, so müde — so leer, so leer, will aber durchaus ohne Not nicht dazu beitragen, dass des Leeren in der Welt noch mehr werde, will und muss also schweigen. Gott hat mich stumm gemacht; er muss mich, wenn ich je noch einmal reden soll, selbst dazu auffordern. Gott hat mich in den Staub gelegt; nur er kann mich wieder aufrichten. Ich wende mich oft an ihn und rede mit ihm immer kühner und immer demütiger, so wie ich auch immer hoffender und immer verzagter zugleich werde. Nach menschlichen Ansichten ist freilich wenig zu hoffen; denn jede Kleinigkeit regt mein Uebel auf, macht mich Blut speien und — noch schlimmer — faule Knötchen auswerfen. Nur zur Marter bin ich nebenbei gesund.

Im Ganzen weicht doch die innere Kraft; sie findet zu wenig Nahrung, sie reibt sich an sich selbst ab. Bald werd' ich nur noch ein Schatten von mir sein, ich, der ohnehin wenig mehr als ein Schatten je und je gewesen ist. ‚O, es liegt alles an der Zeit und am Glücke.' Dieses letztere muss dem Mann in seine rechte Stelle helfen, muss ihn kleiden und zieren vor der Welt; sonst ist und bleibt er ein Tropf. Die Erfahrung lehrt freilich einen hohen Wert der Leiden; allein die Frucht derselben kann erst reifen, wenn sie vorüber sind; halten sie immer an, so folgt ein unfruchtbares Jahr und — Hungertod.

Lass mich, lass mich — dass ich gehe und auf das Grab meiner Jugend weine! Ich will aber niemand heissen mich begleiten. Man soll durchaus keine Freude stören auf dieser an reinen und andauernden Freuden so leeren Welt. Für Trauernde sind die Felsenklüfte und Einöden ... Die Zeit eilt; die Nacht kommt, da niemand mehr wirken kann. Doch ist auch der kürzeste Tag etwas wert, wenn man nicht, wie ich, selbst während des Tages in ägyptischer Finsternis sitzen muss. Aus dieser bietet Dir die Hand in Deinen Tag hinein Dein B."

Am 12. August 1835 berichtet er von sich: „Ich pflüge das endlose Feld des Katalogisierens täglich, lese fast täglich Korrekturen und schreibe ebenfalls gleich häufig Gebete aus Büchern und aus dem Kopf ab. Heute schrieb ich selbst auf dem Sitze, wo Semler in gewissen Büchern zu lesen pflegte, die er sonst vorzunehmen nie Zeit hatte. Dennoch wird im Ganzen nicht viel geschafft; denn meine Kraft ist unglaublich gering, und bei der beständigen Anstrengung hab' ich unruhige, unerquickliche Nächte."

[1]) „Fünfzig Denksprüche für Confirmanden. Gesammelt von J. J. Bernet, Pfarrer. St. Gallen. Verlag von Scheitlin und Zollikofer." 4°.

Eine Alpenkur, die er auf Hubers Rat unternommen hatte, war ihm schlecht bekommen: „Die Bewegung war mir zu stark, die Diätveränderung zu auffallend; die Molken stopften mich und erregten dadurch unmässige Wallungen, die sich in heftigem Kopf- und Zahnschmerz äusserten. Die Bergluft war mir zu scharf und lockte Blutspeien hervor." Er musste deshalb die Kur schleunigst abbrechen, doch nicht ohne vorher einen herrlichen Sonntag erlebt zu haben, „da ich aus meiner Alphütte, zwar mit Mühe, auf den Kronberg schlich und hier mit aller Kraft der Genussfähigkeit in der wirklich grossartigen Aussicht schwelgte. In solchen Augenblicken ist mein Ich nur Eins, hingegeben dem Gedanken: ‚Die Erde ist des Herrn und auch die Ewigkeit!' — und ich kann mir dann durch keine Unkindlichkeit mein Glück verkümmern wollen. Wir leben nicht von der Reflexion unsers Habens, sondern vom Haben selbst. — Freilich hat es bei mir nicht den Anschein, als sollte mir das grosse Glück meines Vaters, eine mit den Jahren zunehmende Kindlichkeit, zu Teile werden, — eher vielleicht eine gewisse stoische Ruhe; aber meine Natur labt sich doch nicht recht am Negativen."

Nach einer Probepredigt, die Huber im Linsebühl gehalten und die ihm sehr gefallen hatte, schrieb er am 22. August: „Kommst Du an die Stelle, so fang' ich an, den Weg Gottes mit mir ein Bischen zu begreifen. Ein Mensch dieser Art ist genug für die st. gallischen Kanzeln." Doch sehnte er sich danach, selbst auch wieder die Kanzel besteigen zu dürfen. Er bemerkt darüber am 20. September: „Bei mir ist gegenwärtig oft die Lust zum Predigen so gross, dass es an nichts als an einer äussern Aufforderung mangelt. Ich habe nicht Mut genug, mir die Augen meines Verstandes, die auf meine schwache und schmerzlich angegriffene Brust schauen, mit eigner Hand zuzubinden.

Die Hoffnung, dass aus meinem Leben endlich noch etwas Nützliches oder doch Tüchtiges herauskommen werde, schwindet mit jedem Stundenschlage mehr.

Ich muss abbrechen; denn es ziemt sich nicht, von dem, was man nicht versteht, viele Worte zu machen. Vergessen darf ich zudem auch nicht, dass ich heute, d. h. am Bettage, vor drei Jahren Gott um mein Leben gebeten habe, und siehe, nun schaue ich doch noch das Antlitz der Meinen!"

Schmerzliche Resignation kommt zum Ausdruck in einem Brief vom 11. Oktober 1835: „Ich bin im Grunde doch eine einsiedlerische Natur und kann so Tage und Wochen lang mit mir selbst und meiner einsamen Umgebung mich in beschaulichem Halbschlummer verweilen, ohne dass ich jemandes bedürfte. Auch muss ich in meiner Höhle Körbe und Strohmatten flechten, damit mir die Bauern (pagani) draussen Fleisch und Brot dafür geben. Schickt mir Gott einmal seine Raben oder legt mir sein Engel Wasser und Brot hin, so will ich dann wohl wieder einmal hervorgehn und eine Predigt in der Wüste tun. Aber die Zeit der Wunder scheint vorbei zu sein. ... Am Ende werd' ich noch katholisch. Ich war heute auf dem Grabe meines Vaters und fand, dass man an Grabsteinen recht ordentlich Freude haben könne. Ich freute mich der Tränen, die dieser Grabstein mir augenblicklich hervorpresste; vielleicht tat mir schon das Bücken wohl, zu dem ich mich meines kurzsichtigen Auges wegen bequemen musste. In der katholischen Kirche müsst' ich vollends knieen. Aber auch dort wäre mir nur im höchsten Dome, bei den schönsten Gemälden, am sinkenden Abend und in Abwesenheit aller Gesellschaft wohl." [1])

[1]) Eine Nachschrift deutet an, dass er die Vorliebe seines Vaters für die Astronomie (s. oben S. 11 und die Angaben über den Holzhacker Rosenast) teilte. Er meldet nämlich: „Abends 6½ Uhr entdeckt' ich den Kometen. Er war gerade über dem grossen Wagen zu sehen. Seinen Standort will ich unserm Publikum mit der nötigen Genauigkeit in einer unsrer Zeitungen angeben."

Aehnlich am 14. November 1835: „Lass doch den Eremiten! Was willst Du Dir um ihn Verdruss machen? Ist's nicht genug, dass er Verdruss habe? Am Ende zieht er sich in seine Höhle zurück und sucht alles Vergangene, ja sein ganzes Schicksal samt den Lostagen[1]) seiner Kindheit zu vergessen."

Wirklich verschloss er dann längere Zeit auch dem Freunde gegenüber sein Leid in sich. „Du wirst gestehen", schreibt er am 8. Juni 1836, „dass ich mich ritterlich gehalten und Dir seit langem keine Briefe mehr geschickt habe, die nur Sekretionen des Krankheitsstoffes in meinem armen Leibesleben sind. Doch soll ich Dir nun Straussens Leben Jesu zuhändigen, und da kann ich mich einiger Zeilen nicht erwehren.

Ich habe also seit einigen Wochen ein paarmal öffentlich geredet,[2]) und darauf ist mir nun zu Mut, wie wenn ich alle meine Lebenskraft an einen Sisyphusstein gewendet hätte. Erstlich bin ich schachmatt und zweitens mutlos. Ich sehe keine Früchte und werde immer mehr inne, dass ich nur wie eine Marionette vor der Welt spiele. ... O vanitatum vanitas (O Eitelkeit der Eitelkeiten)! Ich bin eine Blume am Rande der Heerstrasse. Wenn die Sonne scheint, so wird sie staubig, und wenn es regnet, kotig, aber zu nichts ist sie nütze, — und doch meinte sie, eine Blume zu sein und wie ihre Schwestern im Garten Eden den Tau des Himmels und den Saft der Erde geniessen zu dürfen.

Lieber Gevatter! Was geht Dich aber das an, und warum plag' ich Dich mit solchen Sachen? Ich will Dich wieder auf lange Zeit damit verschonen. Wenn ich mich in meinem häuslichen Kreise stille halte, so ist mir doch oft auch wohl, — wenigstens so lange wohl, bis ich wieder auf das Dorn- und Distelfeld hinausblicke, das ich im Schweisse meines Angesichts bearbeiten helfen sollte und für das ich kaum einen Finger rege."

Welche Qual die erzwungene Taglöhnerarbeit ihm bereitete, lehrt ein Satz, den er einem Brief vom 12. August 1836 voranstellte: „In der ehemaligen Garnmanufaktur im Augarten bei St. Gallen musste, um das Ganze der Maschinerie in Gang zu bringen und darin zu erhalten, ein Ochse in einem Tretrade laufen. Er lief, so lang er drin war, — weil er nicht anders konnte. Nachher aber war er so entkräftet, dass er zu nichts anderm mehr taugte. Auch hielten die Tiere (deren immer drei zugleich vorhanden waren) es nur zwei bis drei Jahre aus. Die armen Tiere!"

Huber scheint ihm Geld angeboten zu haben. Darauf erwidert er im gleichen Briefe: „Lieber Gevatter! wir wollen das lassen. Das gehört nicht in unser Verhältnis. In Lagen, wie meine dermalige ist, zieht sich der Mensch am besten in sich selbst zurück. Es ist höchst ungeschickt, in dem für jeden bisweilen mühseligen Leben andern Lasten zum Mittragen aufzudringen. Am Ende lässt sich alles ertragen."

Am 28. August 1836 schreibt er: „Gewisser ist nichts, als dass ich nur bei einer Wirksamkeit geistiger Art meine Ruhe finden werde; aber ich glaube immer mehr, was ich doch so ungerne glaube, nämlich dass ich eine Art Missgeburt oder Fehlgriff des Schicksals (ut loquuntur) sei, d. h. eine Figur, die mit sich selbst im Zwiespalt und jedermann zum Anstoss ist. ‚Was der Genius verspricht, das leistet die Natur', — diese grosse, Gott lobende Inschrift über dem Menschenerziehungshause scheint an mir unerfüllt bleiben zu wollen, und ich muss gestehen, dass ich den Schmerz hierüber noch

[1]) D. h. bedeutungsvollen Tagen, die eine Vorbedeutung für das spätere Leben hatten. [2]) Er predigte am Ostermontag in der St. Mangenkirche, dann zweimal zu St. Leonhard und einmal im Linsebühl. Im Herbst hielt er auf dem Rathaus unentgeltlich einige öffentliche Vorlesungen „Ueber Religion und Kirche mit besonderer Beziehung auf deren gegenwärtige Gestaltung bei uns"; er äussert sich aber in den Briefen unbefriedigt über sie.

nie habe ertöten können, ja dass ich, wenn wir noch in den Zeiten des alten Testaments lebten, wohl zu Jobiaden versucht werden könnte. Ach, es schien in meinem frühern Leben auf eine seltene Weise alles dahin berechnet, mich für eine ideale Welt auszubilden, und selbst noch izt bestehen die einzigen vollen Freuden und hohen Tröstungen meiner Seele darin, dass sie — nicht nur in Ideen — in Idealen lebe, die meine wahren, eigentlichen Götter sind, denen zu lieb ich jeden Dienst und jedes Martyrtum so gern übernähme, wenn es Gott gefiele. Aber ich habe fast gar keine Hoffnung mehr, dass die sogenannte physische Seite meines Lebens jemals noch es dazu kommen lassen werde, dass, was in mir ist, zu Früchten für andre herauswachse."

So sei es ihm z. B. ganz unmöglich, gegen Strauss zu schreiben, wozu Huber ihn aufgefordert hatte; dazu wäre ein noch dickeres Buch, als Strauss geschrieben, nötig. „Dazu aber gehört vor allem Fleiss (noch besser Application) und zu diesem hinwieder Zeit; ich aber habe kaum Zeit, meine Haushaltung zu ernähren, und bin mit mir selbst noch nicht so weit gekommen wie Rousseau, der seine Kinder, um ungestört für die Welt schreiben zu können, von seinem väterlichen Herzen weg in die Weltwogen hinausschleuderte. — O lieber Pastor und Gevatter! es liegt alles an der Zeit und am Glück."

P. S. Acht Tage später fügte er nach dem Bericht über eine Predigt von Pfarrer Glinz bei: „An Sonntagen wachen all' meine edlern Bedürfnisse auf; an Werkeltagen regiert der Alltagsmensch. Ich muss den andern gewöhnlich im Schlummer zu erhalten suchen. Das war vormals nicht so. — Nach der Predigt ging ich spazieren, und die liebe Natur, pars mei ipsius, immer inniger mit mir vermählt, nahm mich in ihre Arme. Da verfliegen Hypochondrie, Philosophie und alle Plagegeister meines Kopfes und Herzens; ich fühle mit innigem Wohlbehagen mein Dasein und weide mich an dem Gedanken des Seins überhaupt — ohne alle Grübelei. Aber das sind seltene, kostbare Momente!..

Das ist wieder einmal ein Brief, wie er nicht sein sollte. Ich kann nur wie ein bettelnder Invalid am Wege meine Wunden zeigen."

Auf eine besorgte Frage des Freundes erwidert er am 6. Oktober 1836: „Mit meiner ökonomischen Lage wird's um kein Haar besser. Woher sollt's auch? Von der Kelter oder von der Tennen? Ich habe so halb den Gedanken gefasst, mich in die Kupferstecherei einzulassen. Das völlige Scheiden aus meiner bisherigen Lage wird mir freilich schwer genug werden; denn ich werde alsdann mich vor dem gemeinsten Arbeitstiere nicht mehr auszeichnen." Am 25. Oktober aber schreibt er, völlig niedergedrückt von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage: „Du hättest auch schon Lust gehabt, an meiner Seite über das armselige Leben Dich auszuweinen? Glaube nicht, dass Dich dies in meinen Augen übel kleiden würde! Ich habe heutzutage oft auch nichts andres darzubringen als Tränen, und ich kann wieder seufzen wie ein Jüngling, der in seinem ersten Saft und Drange steht. Bisweilen schrei' ich den Himmel an, dass die Sterne zittern möchten; aber was hilft's? Es kommt deshalb doch kein Frühling über mich, der meine Gebeine erfrischte, und der Tau, der auf mich fällt, ist nur Reif, der mir das Blut in den Adern starren macht. Die Wärme, die hie und da durch mich zuckt, ist nur das Rot und Gelb des Herbstabends, das kein Landschaftsmaler einen warmen Ton nennen wird... Lieber, Lieber! Das Leiden ist gegenwärtig fast der einzige Reiz meines Lebens, und meine aufs äusserste gedrängte Natur muss sich sogar eine Art von Labsal daraus zu bereiten suchen. Es wäre mir das aber nur dann, wenn es mich zu Taten brächte. Allein wir Leutlein des XIX. Jahrhunderts sind blosse Larven von Menschen."

Wenige Wochen später, am 5. Dezember, starb unerwartet der Vater von Bernets Freund, Pfarrer David Christoph Huber, der seit 1813 als zweiter, seit 1834 als einziger Pfarrer zu St. Leonhard geamtet hatte. Damit eröffnete sich für Bernet, dessen ganzes Sehnen auf öffentliches Wirken gerichtet war, wenigstens die Möglichkeit, ein bescheidenes Pfarramt, wie es seinen Kräften noch am ehesten angemessen gewesen wäre, zu erhalten. Wirklich fand diesmal sein Verlangen Erfüllung. Doch vorher hatte er noch allerlei Bitternis durchzumachen. Noch im Dezember wurde ihm unter der Hand eine Stelle am Seminar in Zürich angetragen und im gleichen Schreiben erwähnt, dass man in Zürich damit umgehe, ihn zum Professor zu machen; auch Professor Scheitlin hatte durch den Studierenden Laquai davon Kenntnis erhalten. Nach schwerem Kampf schlug Bernet die angebotene Stelle aus, da er sich für sie nicht gesund genug fühlte und eben um diese Zeit entschiedene Symptome von Kehlkopfschwindsucht an sich zu beobachten meinte. Eher noch glaubte er den Anforderungen einer Professur genügen zu können, weil das Kollegienlesen ihn weniger anstrengen würde als das freie Sprechen, bei dem er sich durch sein hastiges Wesen immer wieder fortreissen lasse. Dagegen hegte er Bedenken, ob seine theologische Gelehrsamkeit ausreichen würde (es scheint sich um eine Professur für neutestamentliche Exegese gehandelt zu haben) und ob überhaupt sein Subjektivismus für den Katheder passe. Offen sprach er sich darüber gegen den ihm wohlgesinnten Professor Alexander Schweizer aus, der schon vor längerer Zeit ihn zur Mitarbeit an seinem Kirchenblatt aufgefordert hatte. Auch diese Aussicht aber wurde zunichte, was Bernet in ökonomischer Hinsicht nicht bedauerte, wohl aber darum, weil die Professur ihm „eine köstliche Anregung und Befriedigung" gewesen wäre.

Die Entscheidung wegen St. Leonhard zog sich lange hin. Allen Bedenken zum Trotz hätte Bernet nur zu gerne angenommen. „Dass mir die Anstellung zur Gesundheit dienen würde," schreibt er schon am 18. Dezember, „glaube ich nicht; ich würde wieder leiden, wenn auch zum Teil auf eine neue Weise. Diese Voraussicht aber und so noch manch' andre trübe Wolke, die ich an diesem Horizonte sähe, würde mich nicht bestimmen, auszuschlagen, wenn ich berufen werden sollte. Ich würde in blindem Glauben ja sagen. Doch — ich sollte solches dem Papier nicht anvertrauen; es wird nur dazu dienen, mich späterhin lächerlich zu machen." Geradezu sich zu bewerben wagte er nicht, forderte vielmehr Huber, dem allein er gern Platz gemacht hätte, dazu auf. Doch dieser, eben erst nach Oberuzwil berufen, wollte davon nichts wissen, sondern redete dem Freunde zu, alle Bedenken fahren zu lassen. Auch weitere Kandidaten wurden nun genannt. Nach langem Hin und Her kam es schliesslich im März zu einem Provisorium, indem Bernet mit zwei andern Bewerbern von der Kirchenvorsteherschaft mit dem Vikariat betraut wurde. Schon im folgenden Juli aber wählte ihn die Gemeinde zu St. Leonhard als ihren Pfarrer.

Mit dieser Wahl endigt der erste Abschnitt in Bernets Leben, der seinen verheissungsvollen Aufstieg, eine erfolgreiche Betätigung im Lehramt und ein freudiges Wirken für Kunst und Wissenschaft, aber auch eine Periode des Stillstandes umfasst, in der jahrelang körperliches Siechtum und seelisches Entbehren schwer auf ihm lasteten. Es beginnt nun der zweite bis zu seinem Tod reichende Abschnitt, die Jahre, in denen er endlich ganz sich der Aufgabe widmen durfte, für die vor allem er sich geschaffen fühlte und der seit langem sein tiefstes Sehnen galt.

Alle Bedenken wegen seines keineswegs geheilten Leidens bei Seite setzend, nahm er vorbehaltlos die Wahl an, und trotz körperlichen Unvermögens, das ihn bald zur Anstellung

eines Vikars nötigte, und trotz inneren und äusseren Anfechtungen, die ihn wiederholt seine Resignation eingeben liessen, hielt er im Amte aus bis zum Ende. Fortan war er der Pfarrer Bernet. Nur die Bibliothekarstelle behielt er aus ökonomischen Rücksichten bei.

Was vor allem Bernet zum Pfarramt hinzog und was er in den Jahren des ihm auferlegten Schweigens am schmerzlichsten entbehrt hatte, das war die Predigt und die Kanzel. Als im Jahr 1834 eine neue Organisation des städtischen Kirchenwesens zur Durchführung gelangte, richtete er, während das Volk zur Wahl der Pfarrer in den drei Pfarrabteilungen in die Kirchen strömte, einen langen Brief an Huber und erlag fast dem Schmerze: „Ich kann nicht fortfahren mit dem Angefangnen", schrieb er, „die Glocke zur Pfarrwahl läutet, und das zieht mir die Brust zusammen wie jener Glockenklang, der mich zu meiner ersten Predigt rief." Und am 22. Juni des gleichen Jahres rief er aus: „Ach, könnt' ich wieder predigen! Der Glaube käme auch für mich aus meiner Predigt. Ich weiss nichts für mich, das den ganzen Menschen in mir so harmonisch anregt und wirksam macht. In der Einsamkeit oder in Gesellschaft bin ich immer Fragment, bald Verstand allein, bald Herz allein, bald Leidenschaft, bald Kleinlichkeit."

Noch deutlicher gab er seiner Sehnsucht Ausdruck in einem Brief an seinen Schwager vom 29. März 1835: „Ich kann Dir sagen, dass es mir oft tiefen Schmerz macht, wenn ich meine Standesbrüder predigen sehe und höre und an die schönen Tage zurückdenke, da ich noch selber die heilige Stätte betreten konnte, wo Freude und Friede für den wohnet, der sich der Wahrheit und dem Gott der Wahrheit jedesmal redlich und kindlich anvertraut."

So mächtig war selbst in Zeiten grössten körperlichen Elends der Drang zur Kanzel in ihm, dass er zuweilen ihm nachgeben musste. Von einem solchen Versuch berichtet er am 28. Juni 1835 dem Freunde: „Die Güte des Herrn ist es, dass wir nicht gar aus sind! — Lieber! wer lehrt mich das Leben verstehen? — Ich werde immer blinder auf meinem Bergpfade zwischen einem vielleicht erträumten Eden und dem schwärzesten Abgrunde. Ich habe seit der Regenzeit sehr gelitten in meiner schmerzreichen Brust, hab' am Freitag Eiter und Blut gespieen, gestern und heute Blut gespieen, Krämpfe gehabt — und heute Nachmittag, im blinden Glauben, unter Furcht und Zittern, ein Schatten nur noch von meinem ehmaligen Wesen – im Linsebühl eine kurze Predigt gehalten! Ja, Lieber! ich, ich habe gepredigt, — freilich schwach, und lege nun, an allen Sinnen angegriffen, die Feder nieder, die ich für keinen andern als für Dich heute würde gehoben haben."

Dieser starke innere Drang beruhte nicht auf eitler Einbildung, sondern entsprang einer aussergewöhnlichen Begabung. Pfarrer Johann Heinrich Schiess in Grabs, der in Glaubensfragen mit seinem Schwager nicht harmonierte und darum nicht als blinder Bewunderer angesehen werden darf, urteilt darüber in einem Nachruf auf Bernet: „Es war ein wahrer Genuss, ihn predigen zu hören. Nicht nur seine grosse Gedankenfülle, auch sein Aeusseres sprach innerlichst an. Er begann seinen Vortrag gewöhnlich mit leis-ernstem Tone und sprach ohne alles Pathos, oft fast vertraulich, — aber aus einer solchen Gemütstiefe und mit solchem Wohllaut der Sprache, dass man sogleich ganz Ohr war. Der Zuhörer merkte augenblicklich, dass es sich da nicht um eine Predigt im althergebrachten Stile handle, nicht um ein homiletisches Präparat, sondern um ein Zeugnis voll Geist-Lebens, und konnte, auch wo der Inhalt der Rede ihm nicht ganz zusagte, nicht ohne innere Anregung das Gotteshaus verlassen . . . Den Eindruck empfing jeder, der Bernet hörte: Dem Manne ist's heiliger Ernst."

Schon die ersten Predigten, die er in den Jahren seiner Lehrtätigkeit gelegentlich gehalten, hatten tiefen Eindruck gemacht und solchen Beifall gefunden, dass auf Wunsch von Freunden und Zuhörern in der Zeit seines unfreiwilligen Schweigens sein Freund Huber [1]) eine bei Reimer in Berlin erschienene Ausgabe veranstaltete. Bernet gab nur ungern seine Zustimmung, da er selbst von diesen Predigten nicht recht befriedigt war. Und als nach dem Erscheinen der Ausgabe Pfarrer Gonzenbach [2]) an ihnen auszusetzen hatte, dass sie zuviel Polemik und Kritik enthielten, nicht herzlich genug seien, fand er den Tadel nicht ganz unberechtigt. Andere dagegen konnten sie nicht genug rühmen, und Huber, der schon am 21. Juli 1834 berichtet hatte, in der Pastoralgesellschaft in Wolfhalden sei „ein lautes, völlig von Entzückung zeugendes Lob über Deine von Dir so gering geachteten Predigten" gewesen, bemerkte mit Rücksicht auf jene Aeusserung von Gonzenbach am 3. Januar 1835: „Deiner Verteidigung Deiner Predigtweise bedarf es nicht gegen G., noch viel weniger gegen mich, der ich, nachdem ich viele der gedruckten Predigten wohl schon 6—8 Mal gelesen habe, sie an einem fort mit der alten Bewunderung und mit immer gesteigertem Genuss und hoffentlich auch höherm Gewinn wieder und wieder lese. — Nach der Bibel sind sie mir das liebste Buch; meine N.[3]) zieht sie jener vor. Wenn ich recht übel daran bin, dann erquicken sie mir Herz und Geist, wie ein Labetrunk frischen, lebendigen Quellwassers den Ermatteten erquickt! Wenn ich wohl daran bin, so öffnen sie mir das Reich des Geistes, ja das Reich Gottes; denn sie sind mein bleibender Dolmetsch Jesu Christi."

Bernet selbst konnte wohl auch gelegentlich von seinem „Kanzelglücke" sprechen, überhob sich aber nicht, sondern stellte hohe Anforderungen an sich und war nicht leicht von seinen Leistungen befriedigt. Nach der Wahl zum Pfarrer bei St. Leonhard schrieb er an Schwager und Schwester (5. August 1837): „Sonntags, den 13. dieses Monats, werd' ich antreten, — mit welchen Gedanken, Gefühlen, Gebeten, Furchten und Hoffnungen, das kann, wer Pfarramt und mich kennt, sich ungefähr vorstellen. Je nachdem ich mich zu Gott halte, wird Gott auch mit mir sein, und je nachdem ich von Christus lerne, werden Christen auch durch mich belehrt werden können. Es greift alles ineinander und ist alles aufeinander berechnet. Aber es bedarf gegenwärtig unaussprechlich viel, und wir izzige Leute sind am Körper und am Glauben gleich schwach."

Die Antrittspredigt selbst schien ihm geradezu missglückt. „Tieferschüttert", berichtet er noch am gleichen Tag dem Freunde, „betrat ich die Kanzel, und ich hatte grosse Mühe, meine zitternde Stimme zu halten, kam dann aber mit meinem Vortrage Gedächtnis halber nur äusserst mühselig zurecht und gelangte aufs neue zur evidentesten Intuition, dass ich nie hätte daran denken sollen, Prediger zu werden."

Auch in weniger erregten Stunden wollte er, was er etwa Gutes auf der Kanzel leistete, nicht so sehr sich selbst zuschreiben als der weihevollen Stimmung, die an der ihm heiligen Stätte über ihn kam und ihn über sein gewohntes Wesen hinaushob. „Wenn ich mit andern rede", schreibt er am 2. März 1834 an Huber, „wenn ich auf der Kanzel stehe (sollte heissen: stand), so scheint viel Reelles in mir zu sein; allein ich bin nur wie eine leere Form, in die es dann hineintritt und aus der heraus es redet. Mich selbst geht es nichts an. Freilich

[1]) Huber nennt sich in der Vorrede nicht; doch sind noch Briefe von Reimer an ihn über diese Ausgabe erhalten, und auch in dem Briefwechsel mit Bernet finden sich Andeutungen. [2]) David Hermann Gonzenbach, damals Pfarrer in Oberuzwil, wo Huber sein Nachfolger wurde, später Aktuar des Kirchenrates. [3]) Hubers Gattin, Anna (Nette) Schmied, die Schwester von Bernets späterem Vikar.

ist's dann durchaus keine Täuschung, wie es etwa hie und da bei Predigern sein mag; nein, es ist dann reine Wahrheit in mir, und es kommt mir vor wie die Gottheit Christi nach der Vorstellung einiger Theologen, nach welcher dieselbe nur in einzelnen Momenten in sein Bewusstsein hervortrat. Nach solchen Augenblicken verschwindet in mir alles wieder so ganz wie in der Hellseherin die magnetischen Ekstasen, — nur mit dem Unterschiede, dass ich die historische Erinnerung daran behalte. So lebte ich, wenn ich lehren oder predigen würde, durchaus nur für andere, und was aus mir spräche, gliche der Inspiration der biblischen Schreiber, nach den Begriffen einer krassen Paläologie."

In ähnlichem Sinn äussert er sich im März 1837 bei Uebersendung einiger seiner neueren Predigten: „Insofern man in Predigten zu etwas gleichsam hingedrängt wird, das einem nebenbei mangelt, ist mir der Inspirationsbegriff dabei anschaulich geworden. Einige Stellen schienen mir bei nachherigem Lesen etwas Dämonisches zu haben, um nicht zu sagen, non sine numine (nicht ohne höheres Walten), geschrieben zu sein; wenigstens musste ich mich besinnen, ob ich selbst sie geschrieben habe, und ich könnte einem Pietisten in allem Ernste zugestehen, dass sie mir g e g e b e n gewesen seien." Und am 1. Oktober des Jahres fügt er nach Klagen, dass er nur mit Anstrengung seiner Aufgabe genügen könne, bei: „Dennoch kommen bei meinem mühseligen Weg durch die wilde Wüste mir zuweilen Augenblicke, in welchen ich das Säuseln der Gegenwart Jehovahs an den hohen Felsenzinnen zu vernehmen glaube und mein Herz dann mit ihm wie mit einem Freunde redet." Eben heute glaube er ein Beispiel davon gehabt zu haben. „Ich musste mich zur Kirche zwingen und wandelte mit tief krankhaftem Gefühle hin, erwartete auch so ziemlich, dass die Predigt verunglücken werde, da mein Gedächtnis vor Schwindel oft stockstille stand. Da fühlt' ich mich aber auf der Kanzel, sogar bei der Liturgie, dermassen feierlich und gehoben, dass ich mir beinah' wie schwebend, wie vom Leib entfesselt vorkam."

Eben diese Selbstvergessenheit, die völlige Hingabe an die Sache, in der Bernet aus ihm selber unbekannten Tiefen seiner Seele schöpfte, und das Gefühl, dass es ihm heiliger Ernst sei, machten tiefen Eindruck auf seine Zuhörer und nahmen sie unwiderstehlich gefangen. Huber, dessen Bewunderung allerdings an Enthusiasmus grenzt, schreibt am 4. Juni 1835: „Ich betrachte Dich geradezu für einen Apostel des Herrn, von einer Begeisterung, die ich nur in den ersten, den grössten wiederfinde . . . Ich habe nie einen Prediger mit dem Feuereifer predigen gehört, keinen so natürlich, dass man's ihm abfühlte, dass einem gar nichts anders zu Sinne kam, als: er schüttet sein Herz aus. Keiner hat je mich so wohltätig, so mächtig, so bleibend, so tief und so allseitig aufgeweckt und angeregt wie Du. In dies mein Urteil stimmen Hunderte ein, und ich setze mein irdisches Leben daran, wenn Du morgen körperlich ganz gesund bist, so predigst Du übers Pfingstfest mit einer, wenn's möglich ist, noch lebendigern, mächtigern, hinreissendern Begeisterung als früher, und dies zu jeder Stunde, und Du könntest den grössten Teil der Bessern unter Deinen Zuhörern zu jedem echt christlichen Entschluss bringen. Scharen liefen Dir in die Wüste nach. Sie haben längst es gefühlt und gesagt: Der predigt gewaltig und nicht etc."

Als eben dieser Freund einmal eine Predigt in der Linsebühlkirche gehalten hatte, konnte Bernet ihm melden, dass ihm von Pfarrer Heim[1]) darüber gesagt worden sei, „es habe eine Stille geherrscht wie bei meinen Predigten".

[1]) Johann Jakob Heim (1792—1863), Diakon im Linsebühl.

Doch war es keineswegs lauter Anerkennung, was diese Predigten ernteten. Im Gegenteil wurde ihnen das eine Mal, wie von Pfarrer Gonzenbach, der Vorwurf gemacht, sie seien zu sehr nur kritisch-polemisch; ein anderes Mal hatte sich der Prediger nicht scharf genug ausgesprochen, oder ein pietistisches Frauenzimmer hatte auszusetzen, dass er „die Zuhörer stets nur bis an die Pforte führe und sie dort unbesehens allein lasse". Als Anfang April 1842 Nette Zahn, eine Tochter der Anna Schlatter, nach St. Gallen kam, gab sie Bernet, wie er am 4. April seiner Schwester berichtet, „einen Zuspruch, dass ich nicht so sehr Prediger für die Vornehmen sein solle, da das Evangelium doch für die Armen da sei". Er bemerkt dazu: „Wehe der Welt unserer Tage, wenn das Christentum nur das Eigentum der Unkultivierten bleiben soll!" Der Cousine aber führte er zu Gemüte, „dass es am geratensten für mich sei, möglichst einfältig so zu sein, wie mein Gott mich gebildet, der nun ein Mal auch einen J. J. Bernet und diesen nicht gleich wie einen J. J. Heim gewollt".

Ganz besonders aber weckte die Mittelstellung Bernets zwischen Orthodoxie und Rationalismus Widerspruch aus beiden Lagern.

Der 1834 erschienenen Sammlung der Predigten aus den früheren Jahren gab der Herausgeber Huber den ungewöhnlichen Titel „Predigten für das Christentum an Agrippiner unter den Christen" und erklärte dies in der Vorrede mit dem Hinweis auf die Aeusserung, die nach der Apostelgeschichte (Kap. 26) König Agrippa gegen den Apostel Paulus getan hat: „Du überredest mich schier, ein Christ zu werden." An Christen also, deren Stellung zum Christentum dem Verhalten dieses Königs zu vergleichen war, wandten sich diese Predigten, und solche Agrippiner dem Christentum zu gewinnen, sollte ihr Ziel sein.

Von dem Sohne des Mannes, der die Gedanken des Holzhackers Rosenast über Religion verfasst hatte, war nicht zu erwarten, dass er die Auffassung des Christentums, welche in dem Bernet-Schlatterschen Kreise herrschte, teilen werde. Doch auch des Vaters Auffassung, sein kindlich vertrauender Glaube, war ihm nicht gegeben; sondern zeitlebens quälte ihn der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, und insofern hat wohl nicht mit Unrecht schon im Jahrgang 1833 der Jahrbücher Vonwiller ihn selbst mit Prof. Scheitlin und Dr. Henne als Agrippiner bezeichnet.

Auch in den Briefen wird dieser nie zur Ruhe kommende innere Kampf oftmals berührt. An dem Tage, wo die Neubesetzung der Pfarrstellen erfolgte und das schmerzliche Bewusstsein, davon ausgeschlossen zu sein, Bernet aufs tiefste erregte (2. März 1834), schrieb er an Huber: „So wie an diesem schweren Morgen, nur nicht so schnell, folgen und fliehen sich in meinem Leben unaufhörlich Glauben und Unglauben. Der Glauben ist das Geschenk meiner Jugend und das Angebinde meines Gemütslebens; aber er ist kein pars mei ipsius (Teil meiner selbst). Das ist freilich in unsrer Zeit sehr gemein; doch haben die Ungläubigen gewöhnlich kein Bedürfnis für den Glauben. Bei mir aber heisst es in der Tat und Wahrheit: ‚Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen (reellen, apperceptibeln und geniessbaren) Gott. Wann werd' ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?' Sieh', Lieber, dieser Spruch deutet besser als alle meine eignen Worte meine Lage an. Vielleicht ist meine Krankheit durch nichts so wahr bezeichnet als durch dieses ‚schaue' mit seinem Fragezeichen ...

Nach solcherlei Betrachtungen pfleg' ich mich dann noch zu guter Letzt an die Türe des Tempels des Christentums hinzustellen, dort niederzufallen und ausgestreckt an der Erde meine unaussprechlichen Seufzer zu stöhnen. Ich ahne, dass der Friede Gottes in

diesem Tempel höher ist denn alle Vernunft; allein die Türe tut sich für mich nicht auf, und was ich durch einige Spalten sehe, ist Stückwerk nur. Inwiefern diejenigen, die sich nach einem Dinge sehnen, wahrer und besser von ihm sprechen als jene, welche es zu haben meinen und es doch nicht haben, insofern ist erklärbar, warum meine Predigten hie und da mehr anzogen als andrer ihre. Einige haben wirklich etwas von dem Gebete vor der Türe des Heiligtums, — und wenn ich heute wieder predigte, so würde es sich wieder so verhalten.

Sie wählen izt Pfarrer, — ich mag nicht weiter daran denken."

Ein Jahr später (31. Mai 1835) fährt er im Anschluss an die Klage darüber, dass volles Wirken ihm versagt sei,[1]) fort: „Vormals meint ich, Last genug zu haben an den Widersprüchen meiner wunderlichen Natur, an dem vergeblichen Drängen und Sehnen meines Innern nach Gewissheit über die Dinge, die kein Aug' gesehen und die doch das Herz sucht, an dem ungestillten Durste nach Wissen des einzig Wissenswürdigen und dem fast gänzlichen Mangel aller Glaubenskraft in mir, die andern den Mangel des Wissens so glücklich ersetzt und die ich gerade an meinem Vater in eminentem Grade vor mir sehen — musste; nun aber kommt noch der Pfahl im Fleische und um seinetwillen der Ruin meines Schicksals."

Dennoch hatte sicher Huber recht, wenn er in seiner Antwort (4. Juni 1835) nach Hervorhebung des tiefen Eindrucks, den Bernets Predigten auf ihn gemacht hätten,[2]) fortfuhr: „Also, mein Lieber, Erwecker meines Lebensfunkens, Du, dem ich einst auch zurufen werde: Heil sei Dir, denn Du hast mein Leben, die Seele mir gerettet, Du! Hast Du Glauben oder hast Du keinen? Kann auch einer geben, was er selbst nicht hat? — Kann auch einer gen Himmel steigen, ausser der vom Himmel hernieder gekommen ist? Ich weiss, Du hast den lebendigen, allbeseligenden Glauben an Christum, den Heiland der Welt! — Ich hab's an Deinen Früchten erkannt. — Was weiss aber der Baum von seinen Früchten und wie geniesst er ihrer? — sie hervorbringen, heisst für ihn, sie geniessen. — Und vollends der wissenschaftlich und philosophisch Gebildete, was weiss der, insofern er, oder in den Momenten, in denen er als dieser lebt, vom lebendigen Glauben!"

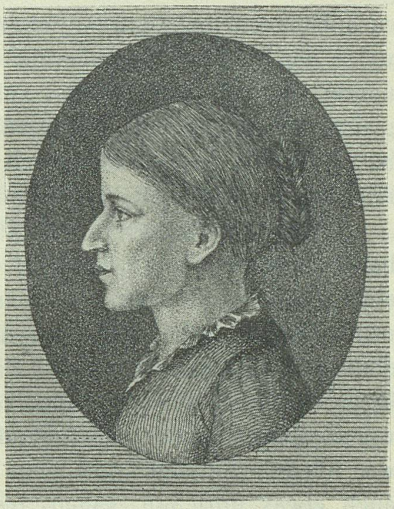
Was Bernet in seinem Nekrolog auf Professor Scheitlin von diesem sagt: „Scheitlin, der Prediger, war ein glaubender und frommer Scheitlin; ein unfrommer war er freilich auch sonst nie bestimmt, wohl aber etwa ein zweifelnder," das darf auch auf ihn selbst angewendet werden, und eben darauf beruhte die Gewalt, die er auf seine Zuhörer ausübte.

Auch in den Stunden und Zeiten aber, wo die gehobene Stimmung von ihm gewichen war und er schwer zu ringen hatte, war er weit davon entfernt, sich der naturalistischen Richtung anzuschliessen, wennschon ihm ein Gegner einmal Pantheismus vorgeworfen hat. „Wenn sich eine neue Offenbarung Gottes anbahnet", schrieb er am 6. Oktober 1836 an Huber, „so wird unfehlbar auch eine Ahnung davon in die Menschen kommen. Es gibt Propheten und Vorläufer des Messias. Davon merk' ich gegenwärtig nichts; denn der dialektische Pantheismus und dessen neuester Sohn, Strauss, der den über die Menschen kommenden heiligen Geist in den Eisenbahnen und Dampfwagen sieht und der den Menschen nur noch in der Gattung leben lässt, ist meiner Seele aufs ärgste zuwider. Statt an heiligen Geist denk' ich dabei an einen abgelebten bel esprit, der nun in seinem Alter irre redet. Es geht abwärts mit der gesunden Vernunft Europas — in allen Stücken. — Höchstens, allerhöchstens kann ich dabei etwa noch auf eine abermalige Reformation hoffen."

[1]) S. oben, S. 33. [2]) S. oben, S. 40.

Viel näher stand Bernet der Orthodoxie, und nicht so sehr die Lehre war es, woran er Anstoss nahm, als die Engherzigkeit so mancher ihrer Vertreter. Seinem Schwager gegenüber klagte er am 12. April 1837 darüber, dass er es den Erweckten weder mit Reden noch mit Schweigen recht machen könne. „Aber noch mehr wehe wird mir," fuhr er fort, „wenn bald die Rechtgläubigen, bald die Ungläubigen sagen: Siehe, er ist worden als unser einer und weiss nun. Denn Wisser sind sie beiderlei und haben den Buchstaben ihrer alten oder neuen, heiligen oder profanen Dogmatik vortrefflich inne. — Lieber Schwager! tief in meinem Herzen liegt der Geist der Orthodoxie; aber ich kann die Gegensätze nicht wegwerfen, da und so lang ich eine Ahnung in meinem Herzen trage von der Möglichkeit ihrer Vereinigung."

Dem Gleichen schrieb er Ende Dezember 1839: „O Lieber! — verzeih' mir! — wenn Ihr nur nicht so hölzern und so ein bischen zwingherrisch wäret, da liesse sich zusammen etwas anfangen, — allerdings dann namentlich gegen alle Hölzernen. Aber da muss das leidige Schisma, wie zwischen Luther und Zwingli, fortdauern, immer geparteiet und damit manch Gutes zertreten werden."



Anna Margareta Bernet, 1806—1874.
Nach Stich von J. J. Bernet.

Und noch deutlicher im gleichen Sinn am 21. August 1841: „Sieh, lieber Schwager! Da steckt's. Wer vor Gottes heiligem Geiste so wenig weit auseinander ist als Ihr (d. h. die Redlichen, wirklich Frommen unter Euch) und unser Eins, der sollte allerdings nicht im gegenseitigen Abstossen und Abgestossenwerden, sondern in Anziehen und Angezogenwerden begriffen sein — und dann liesse sich was ausrichten. Ich bin meines Daseins nicht gewisser als der Ueberzeugung: Die schroffe Orthodoxie oder, wenn man will, der allzu dogmatische und allzu altdogmatische Pietismus hat sich schon überlebt, hat seine nützlichen Dienste bereits meist getan und schwillt gegenwärtig mehr nur nach aussen auf, trägt aber seine Zerstörung in sich, nicht an seiner Gegenpartei, sondern an solchen, die ihn in ihm selbst überstiegen haben."

Auch gegen seine Schwester sprach er sich hierüber offen aus. Sie hatte sich glücklich gepriesen, dass sie nichts mit theologischem Gezänk zu tun habe, sondern ungelehrter Weise im Falle sei, „keinen andern Unterschied zwischen den Leuten zu machen als den, welchen sie selbst durch ihr Leben machen." Darauf entgegnete er am 27. März 1842: „Sei so gut, Dich zu besinnen, dass eben das und nichts anders als das auch meine Sache ist! Ich bin gleich gefangen, wo ich einen Orthodoxen als einen edlen Menschen erkennen muss, und wie könnte mir einfallen, ihn von dieser Seite anzugreifen? Was ich an Orthodoxie und Pietismus am meisten verwünsche, ist nur das, was jene verhindert, so edle Menschen zu sein, als sie sein könnten, wenn sie bei ihrer Gläubigkeit noch freier wären . . ."

„O Schwester! es lebt sich schön ausser der beengenden Orthodoxie; man hat und behält da Sinn für so manches, das auch zu den Dingen gehört, von denen es heisst: ‚Gott sah an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.' Es ist schön, zu sehen, wie Gott sich keiner Zeit und keinem Volk unbezeuget gelassen und wie Gottes Geist

überall, hie ein wenig und da ein wenig, gewaltet." Und zum Schluss fügt er nach einer scharfen Polemik gegen das Cliquenwesen der Frommen bei: „Wir wollen über solcherlei, geliebt's Gott, miteinander mündlich ein Mehres verkehren, als woran mir sehr gelegen ist. Mein Leben schwindet, und damit wächst mein Bedürfnis, über das, was meines Lebens Leben ist, mir und andern immer klarer zu werden, mich und andere allem Götzentum, der eigentlich, aber unerkannt verbreitetsten Religion auch unserer Tage noch, mehr und mehr absterben zu machen."

Auch der Orthodoxie also konnte er sich nicht anschliessen, sondern sein Ideal war eine höhere, freiere Religion, in der eine Vereinigung der Gegensätze möglich würde, eine freie Kirche, ein idealer Bund für alles Göttliche und Menschliche.

Schon am 11. Oktober 1835 bemerkte er gegen Huber über eine Predigt, die er angehört hatte, er habe sich des Predigers auf objektivem Standpunkt gefreut, und er könnte es auch noch mehr, „wenn ich imstande wäre, von meiner schwärmerischen Auffassungsweise der Religion loszukommen und auch den Glauben fahren zu lassen, dass den Leuten unsrer Zeit mit einer höchst sublimierten, idealen Religionslehre, die sie zur Adoration gleichsam zwänge, gedient werden müsse. Wenigstens eine Krise würde dadurch eher hervorgerufen werden als durch das, wenn gleich honnete, so doch alltägliche, marktmässige Predigtwesen, wie es noch an der Tagesordnung ist."

Immer wieder beschäftigte ihn die Vereinigung der Gegensätze. „Mein ganzer bisheriger innerer Gang", schreibt er dem Schwager am 29. März 1835, „scheint mich auf einen Punkt hindrängen zu wollen, von wo aus ich den innern Zusammenhang der zwei für unversöhnlich gehaltenen Gegensätze der Glaubens- und Vernunfttheologie wenigstens ahnen, in Hauptumrissen und Hauptfarben erfassen kann. Ich kann mir für mein theologisches Denken keine andre Befriedigung, kein andres Heil als dieses vorstellen. Es war Bedürfnis in mir von Jugend an und wächst mit den Jahren. Schon unzählige Male war ich dem Rationalismus nahe und ebenso dem Pietismus (so will ich hier lieber, wenn auch etwas unrichtig, sagen) und dennoch von beiden durch eine immer gleich grosse Kluft geschieden. Ich glaube aber mit inniger und tröstender Freude, dass vor Gott alles gut sei, was er gemacht hat, und dass er alles bei dem Menschen in integrum restituieren könne und werde. Ich glaube auch, dass nur das Wort und der Begriff trennt, der Geist aber Eins ist und alles einigt. Und so kann ich mir in meinem Innern — nicht systematisch demonstrierbar — aber für mich erfassbar machen die grossen Dogmen der heiligen Schrift, ohne der Worte Knecht zu sein . . .

Die gewöhnliche Vereinigung der Gegensätze, izt so mancher Theologen Handross, ist mir jedoch ein Greuel. Die Sache muss tiefer gesucht werden. Nicht dass ich es schon ergriffen hätte; es ist aber meines Lebens Leben und mein einzig wahres Geistesleben, es zu suchen, und alles, was ich Geistiges sammle, muss dazu dienen."

Am offensten aber sprach er über seine „schwärmerische Auffassungsweise" der Religion und kirchlichen Gemeinschaft gegen seine Schwester sich aus in einem längeren Briefe vom 6./7. März 1842, zu dem ihm das Leichenbegängnis des Oheims Hektor Schlatter, des Gatten der Anna Schlatter, und die durch dasselbe hervorgerufenen Betrachtungen Anlass gaben:

„Ach, Schwester! warum können wir noch keine Religion haben, die vor allem, allem, allem aus echt menschlich ist? Es hat minder als je den Anschein dazu. In unserem in Fieberparoxysmen ringenden Zeitalter treten die Extreme immer starrer hervor. Bei

den neuen Irreligiosen, deren Zahl in Teutschland täglich wächst und die seit wenigen Jahren eine eigene, geistreiche, aber wildegoistische Litteratur haben, — ein lärmender, sanscülottischer Egoismus, der alles stillere, humanere religiose Leben zu Boden terrorisiert, . . und bei den neuen Orthodoxen, deren Zahl einstweilen auch noch wächst und die auch eine eigene, zwar geistlose, aber willenskräftige Litteratur haben, ein Egoismus, der still und schleichend alle Bande der Gesellschaft trennt, und wo er noch eine Türe gegen die übrige Menschenwelt auftut, doch damit nur ein ‚cogite intrare' im Sinne hat oder ein Netz auswirft, worin die nicht kauscher geachteten Fische von den echten gesondert und im Namen des Herrn weggeworfen werden.

Schwester! ich habe mit beiderlei Partei in neuester Zeit wieder bis zum Herzbrechen zu verkehren gehabt (denn auch die erstere hat seit ganz kurzer Zeit einige energische Häupter bei uns gewonnen) und seufze gen Himmel: ‚Hüter! ist die Nacht schier hin?' — Schwester! ich meine, ich müsse endlich bei allen religiosen Menschen, die ich, welcherlei Denkungsart sie auch sein mögen, als solche kenne, bei denen doch in der beschränkten Form der unbeschränkte Geist Gottes, so gut es gehen mag, geistet, herumgehen und sie bei allen Erbarmungen Gottes bitten: ‚Lasst uns unsre speziellen Lehrsätze, die das Wirken Gottes in uns und durch uns hemmen und wenigstens sehr vermindern, aufgeben und ein Schutz- und Trutzbündnis für alles Göttliche und Menschliche (so weit letzteres mit ersterem eins ist, was sich ja an dem von Christus angegebenen Zeichen erkennen lässt) stiften, — eine heilige Makkabäergesellschaft, die nur zu Jehoven geschworen hat und wider alle Götzen der Aegypter und der Syrer gleich sehr streitet, — eine Gesellschaft, die weiter sieht und freiern Spielraum lässt als alle Kirchen und Sekten und deren einziger, fester Haltpunkt der Eifer für Gott und alles Seinige ist'. Wahrlich, in dieser Einheit wären wir stark — und würden die Welt überwinden, nicht nur im Glauben und Leiden, sondern auch im Wirken. So aber sind wir zersplitterte Kräfte, die oft genug wider einander selber streiten.

Aber, liebe Schwester! nach solchem werde ich wohl vergeblich seufzen . . . Das Reich Gottes will nicht kommen; wir sind in der Wüste . . . Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt, auf welchen Uebersicht, Freiheit, Licht, Luft, Kraft der Naturkräuter und Gefühl der Gottesnähe ist . . .

Der Sinn für das Göttliche, wo und in welcher Form es auch erscheinen mag, wohnt uns so sicher inne wie das Gewissen; aber wir betäuben ihn durch Lehrsätze, wie wir dieses durch Interessen und Leidenschaften betäuben . . .

Liebe Schwester! ich predige soeben wie noch nie gegen den orthodoxen Christus, innigst überzeugt, dass er sich gewiss nicht mehr halten wird, aber eben so innigst überzeugt, dass keiner meiner hiesigen Kollegen Christus inniger predigt, als ich es tue. Es liegt etwas ganz anderes, als die Orthodoxie zu fassen vermag, in dem Worte Christus, dass er die wahre Speise für die Menschen sein wolle. Wenn sich mir alles Wahre, Reine, Gute, Vortreffliche in ihm abspiegelt, auf ihn reduziert, ihn uns immer wieder anschaulich macht, zu seiner Gestalt in uns beiträgt, so ist der dem ganzen Gebiete der Humanität fremde Christus so vieler Orthodoxen ein eigentlicher blosser Götze gegen diesen."

Es ist verständlich, dass für Bernet bei solchen Anschauungen mit der Zeit der Kirchenrock zu eng wurde und er sich als Vertreter der offiziellen Kirche nicht mehr am rechten Platz fühlte. Nicht ungern hätte er die Kanzel wieder mit dem Katheder vertauscht und machte auch nach einem Brief vom 22. Mai 1848 an einen ähnlich denkenden Freund,

als ein Professorenwechsel am Gymnasium erfolgte, einen dahinzielenden Versuch, stiess aber auf geheimen Widerstand. Seinem Schwager bekannte er am 14. August 1849: „Ich wünsche mich los von meinem Berufe, warte aber immer, dass er mir aufkünde. Bei der jetzigen Stimmung in St. Gallen ist nicht zu erwarten, dass jemand an meine Stelle käme, der das Reich Gottes in diesem Kreise mit entschiedener Kraft bauen würde; auch fürchte ich mir vor Hausvaterängsten." So hielt er denn aus Rücksicht auf seine Gemeinde und auf seine Familie aus; aber der Gedanke an eine „freie Geistesreligion, die alle beabsichtigten Wirkungen der Orthodoxie und noch bessere haben soll", an eine freie Gemeinschaft, einen neuen religiösen Bund oder, wie er einmal sich ausdrückt, an „ein Kirchlein ausser der Kirche für mich" beschäftigte ihn immer wieder, und noch wenige Monate vor dem Tod, an Ostern 1851, schrieb er seinem Schwager: „'Noch etwas mehr Licht und Kraft — und ich versuche es im Namen Gottes, eine freie Kirche hier zu stiften, und wenn ich auch samt den Meinen betteln müsste.' So spricht's in mir in Augenblicken, die ich für die wahrern und bessern zu halten geneigt bin."

Anderseits kam gerade in den schweren inneren Kämpfen der letzten Jahre, die durch sein überhandnehmendes Leiden und schwere Erkrankung seiner Kinder noch gesteigert wurden, manchen Andeutungen in den Briefen zufolge Bernet der orthodoxen Auffassung näher, und ein Unterschied gegen frühere Zeiten soll auch in seinen Predigten sich bemerklich gemacht haben. Doch obschon er selbst, an der Lösung des immer neu ihn quälenden Widerspruchs verzweifelnd, gelegentlich den Ausspruch getan hatte: „Mir kann nur ein Wunder, inneres oder äusseres, helfen", war es nicht berechtigt, wenn die auf innern Erlebnissen beruhende Wendung nachträglich von den Orthodoxen als förmliche Bekehrung hingestellt wurde, herbeigeführt durch einen Vorfall, in dem Gott sich herabgelassen habe, „ihn durch ein Wunder zu retten".[1])

Nach der Darstellung von Bernets Schwager[2]) bestand das „Wunder" in der Beschwörung eines sprachlosen Geistes, mit dem ein ihm lieber Jüngling schon einige Zeit behaftet gewesen war. Diese Darstellung fand aber eine scharfe Entgegnung;[3]) derselben zufolge hatte es sich keineswegs, wie die biblische Ausdrucksweise annehmen liess, um die Heilung eines Taubstummen oder die Austreibung eines stummen Geistes gehandelt, sondern um einen 16jährigen Jüngling, der, eher als gemütskrank zu bezeichnen, sich in den Kopf setzte, auf keine Fragen zu antworten, durch Bernets Zuspruch aber vermocht wurde, seine Caprice fahren zu lassen. Nach einer andern, von glaubwürdiger Seite der Redaktion des Kirchenblattes zugekommenen Mitteilung war der Vorgang (der nach einem Brief sich am 29. Oktober 1850 zugetragen hatte) „einfach der, dass, nachdem alles Zusprechen Bernets fruchtlos geblieben, Bernet sich zum Gebet wandte und daraufhin der gewünschte Erfolg eintrat".

Sicher machte das ungewöhnliche Erlebnis auf den so sehnlich um Gewissheit des Glaubens Ringenden starken Eindruck; doch hat Bernet selbst es nicht als ein Wunder aufgefasst, sondern spricht Huber gegenüber (16. November 1850) davon als von einer „schönen Gebetserfahrung", durch die ihm „ein grosses Stück vorwärts geholfen" worden sei. Sein Sehnen aber war dadurch nicht gestillt; vielmehr schrieb er schon am 1. Dezember wieder seinem Schwager: „Meine Natur scheint zu lebenslänglichem Hunger und Durste bestimmt; kaum ist mir etwas geworden, so drängt sich nur grösseres Bedürfnis empor." Und wenn jetzt dogmatische Bedenken ihm weniger zu schaffen machten, so quälte ihn

[1]) Christine Klein, a. a. O., S. 53. [2]) Kirchenblatt für die reform. Schweiz, 1852, Nr. 6. [3]) Ebenda, Nr. 9.

um so mehr der unbefriedigende Zustand der Kirche. Auch konnte er es niemand mehr recht machen. Am 22. Februar 1851 schreibt er: „Ein Teil des Publikums fängt an mich für verrückt zu halten", an Ostern: „Heute hab' ich schriftliches Lob erhalten und anderseits schriftliche Ermahnung, kein Pietist zu werden, und dritterseits Schimpf als Strafprediger", und am 10. Juni: „Wär' ich nur gesund! — Meiner Frau und mir kam man feierlich zu sagen, dass ich an Leib und Seele krank sei." Dennoch harrte er getreulich aus, bis schwerstes körperliches Leiden ihm die Fortführung des Amtes unmöglich machte.

Was Bernet, vom Predigtamt abgesehen, als Pfarrer noch geleistet und welchen Anteil er an den kirchlichen Bestrebungen und Kämpfen seiner Zeit gehabt hat, kann hier nur angedeutet werden. Längere Zeit diente er der Kirchenvorsteherschaft als Aktuar, ebenso dem Kapitel [1]), das in späteren Jahren ihn zu seinem Vizedekan ernannte. Ausserdem gehörte er der Synodalkommission, dem Examinationskollegium und dem evangelischen Kirchenrat an, dessen Präsidium er ein Jahr bekleidete, war Mitglied der städtischen Armenkommission und Armenpfleger seines Sprengels, auch lange Jahre Depositär der Bibel- und Präsident der Missionsgesellschaft.

Schon im Jahre 1834 hatte er in der Synode einen Antrag wegen Revision der lutherischen Bibelübersetzung gestellt und 1835 eine Schrift „Gedanken betreffend die Einführung einer kirchlichen Bibelübersetzung" veröffentlicht und war deshalb von Kirchenrat Knaus in Nesslau in der Zürcher Kirchenzeitung bitter kritisiert worden. Gleichwohl ordnete ihn im folgenden Jahr die Synode als ersten Deputierten zu einer nach Zürich in gleicher Sache einberufenen Konferenz ab und bestimmte ihn 1837 als Mitglied der schweizerischen Bibelübersetzungskommission; da aber der evangelische Zentralrat keinen Beitrag an das Unternehmen gewährte, fiel die Beteiligung von St. Gallen dahin. Bernet begann dann selbst mit Pfarrer Heim die Bearbeitung einer revidierten Ausgabe des Neuen Testamentes und verwandte, während sein Partner sich zurückzog, mehrere Jahre lang grosse Mühe auf ihre Durchführung. Die Uebersetzung wurde auch 1841 wirklich gedruckt, fand aber infolge geheimen Widerstandes von Seiten der Bibelgesellschaft nur geringen Absatz.

Ebenfalls schon im Jahr 1835 hatte Bernet eine Schrift „Ueber eine in St. Gallen vollzogene Zwangstaufe. Ein freies Wort eines Freiheitsfreundes" veröffentlicht. Als Pfarrer zu St. Leonhard kam er 1839 selbst in den Fall, eine solche Taufe vornehmen zu sollen, und zog sich durch seine Weigerung allerhand Unannehmlichkeiten zu, so dass er schliesslich seine Resignation geben zu müssen glaubte; sie wurde aber nicht angenommen. Im Gegenteil stellte das städtische Kapitel bei der Synode den Antrag auf Abschaffung dieser Einrichtung, der allerdings nicht durchdrang.

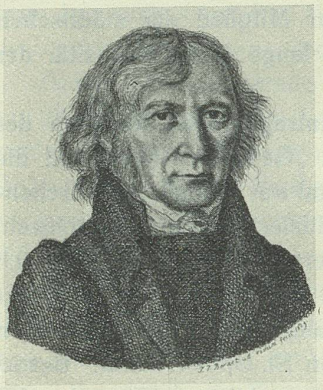
Zum Strausshandel im Jahre 1839 liess neben andern st. gallischen Geistlichen auch Bernet sich vernehmen, indem er auf ein Sendschreiben, das Dr. Henne in der St. Galler Zeitung [2]) an das Zürchervolk gerichtet hatte, entgegnete mit einer Schrift, betitelt „Das neue Heil und das geschriebene Wort, durch etliche zufällige Gedanken beleuchtet". Wessen Partei er darin nahm, kann nach der mitgeteilten Aeusserung über Strauss nicht zweifelhaft sein.

Zu einer wenig erquicklichen Fehde, die in den Zeitungen begann und in mehreren Broschüren fortgesetzt wurde, gab die Veröffentlichung einer 1844 gehaltenen Predigt Anlass. Bernet hatte darin nach der Tagung der Schweizerischen Predigerversammlung

[1]) Als solcher führte er fast bis zu seinem Tode mit grosser Sorgfalt mit seiner schönen Handschrift die städtische Predigerbiographie (im Kirchenarchiv) fort. [2]) „St. Galler Zeitung" 1839, Nr. 15.

in St. Gallen, der er aus gesundheitlichen Gründen ferngeblieben war, Stellung genommen gegen die vermeintlich in der Versammlung herrschende Tendenz der Wiederaufrichtung einer bindenden Lehrform für die kirchliche Gemeinschaft und musste sich eine scharfe Zurechtweisung gefallen lassen.

In späteren Jahren gab er abgesehen von Predigten, deren auch früher mehrere, teils einzeln, teils in dünnen Bändchen vereinigt, erschienen waren, keine theologischen Schriften ähnlichen Charakters heraus.[1]) Dagegen sind ausser den schon gelegentlich erwähnten Konfirmandensprüchen als Erbauungsschriften auch noch seine „Worte der Liebe an junge Christen vor ihrem ersten Abendmahlsgenusse“ (St. Gallen 1839, in 2. Auflage 1841) und „Jesus einzelne Worte, zusammengestellt und zur Erbauung besonders herausgegeben“, zu nennen, sowie ein in den Jahren 1837—1842 erschienenes Sonntagsblatt, das zum weitaus grössten Teil von ihm selbst verfasst war; der letzte Jahrgang wurde nicht mehr vollständig durchgeführt.



Professor Peter Scheitlin.
Nach Stich von J. J. Bernet.

Durch das Pfarramt und die mit ihm in Zusammenhang stehenden Aufgaben war Bernets stets durch körperliches Leiden geschmälerte Kraft ganz in Anspruch genommen. Einzig die Bibliothekarstelle behielt er, wie erwähnt, dauernd bei;[2]) dem Schulrat dagegen gehörte er nur vorübergehend noch an. Selbst jene Bestrebungen, die vordem mit so grosser Liebe von ihm gepflegt worden waren, die Geschichte und die Kunst, mussten nun fast völlig bei Seite treten. Nur ganz gelegentlich ist noch von einzelnen Versuchen im Porträtieren die Rede, und bloss für die Schulen war eine von ihm verfasste „Beschreibung des Kantons St. Gallen“ bestimmt, die 1841 mit einer kleinen Karte herauskam, nachdem schon zwei Jahre früher eine grössere nach seinen Vorarbeiten von J. Pfister entworfene Karte des Kantons erschienen war. Den zahlreichen biographischen Darstellungen, die Bernet im ersten Jahrzehnt seiner öffentlichen Wirksamkeit bearbeitet hatte, steht einzig ein Nekrolog auf Professor Scheitlin gegenüber. Auch dieser aber war eigentlich nicht für den Druck bestimmt, sondern als Skizze für den Wissenschaftlichen Verein gedacht. Etwa einen Monat nach Scheitlins Tod, am 20. Februar 1848, schrieb Bernet an seinen Freund Huber: „Es hat's niemand besser als die Gestorbenen — nämlich auf dieser Welt, und freilich nur eine Weile. Alles stimmt nun zu Scheitlins Apotheose zusammen, auch Leute, die ihm bei Lebzeiten wenig Gutes erwiesen. Von mir erwartet man seine Biographie. Allein mir grauet davor; denn es ist nicht daran zu denken, dass ich sie meiner innern Anschauung und der Wahrheit meiner Natur nach schreiben dürfte. Ohne dieses aber was sollt' ich sie schreiben wollen?“ Trotz diesen anfänglichen Bedenken unterzog er sich der Aufgabe, und nach dem Vorwort zum Druck der Skizze war es geradezu einer seiner Lieblingsgedanken, Scheitlin ein Denkmal zu setzen. Der im Wissenschaftlichen Verein gehaltene Vortrag sollte in den Verhandlungen der St. Gallisch-Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft eine weitere Ausführung erhalten und ihr noch eine eigentliche Biographie folgen. Der Tod Bernets liess es nicht mehr dazu kommen, und erst nach-

[1]) Eine zweibändige Sammlung der Predigten aus den letzten beiden Lebensjahren wurde im Jahre 1853 durch seinen Schwager veröffentlicht. [2]) Von einem Einsender wird er im „Erzähler“, Jahrg. 1846, Nr. 71, wegen seiner Sachkenntnis und Dienstfertigkeit gerühmt.

träglich wurde die Vorlesung gedruckt, „um so", wie das Vorwort sagt, „eine grosse Lücke, wenn auch nur zu einem kleinen Teile, ausfüllen zu können." Wirklich entspricht diesem Zweck die Skizze bei aller Knappheit aufs beste, und es kommt ihr als einer auf intimster Kenntnis des Verstorbenen, wie nur Bernet sie besass, beruhenden Arbeit dauernder Wert zu. Zugleich aber bildet sie einen neuen Beleg dafür, wie vorzüglich ihr Verfasser für solche biographische Darstellungen begabt war.

Obschon Bernets Brustleiden nicht gebessert war und, von kürzeren Ruhepausen abgesehen, ihm fast stets zu schaffen machte, konnte er, zeitweilig von Vikaren unterstützt, bei sorgfältiger Lebensweise seinen Verpflichtungen bis um die Mitte des Jahres 1851 nachkommen, oftmals freilich nur mit grosser Beschwerde, die mit den Jahren durch andere Leiden noch gesteigert wurde. Besonders die Predigten waren für ihn höchst anstrengend und riefen oft einen tagelang anhaltenden Zustand völliger Erschöpfung hervor. Schon 1838 äussert er die Vermutung, dass eine Stelle in seiner Brust verwachsen und verkrüppelt sei, und 1840 spricht er von einem faulen Flecken in der Brust, der fühlbar grösser werde. Eine Klage über Schmerzen in der Leber findet sich zum ersten Mal im Jahr 1843; später kamen Magenschmerzen hinzu, und von 1848 an machte sich ein ausgesprochenes Leberleiden geltend, das abwechselnd mit Nieren-, Kopf- und Brustschmerzen ihm wachsende Qualen bereitete. Zuletzt bildete sich noch ein Magengeschwür, unter dem die Ernährung litt. Trotzdem schleppte er sich, ohne zu klagen, bis in den Sommer 1851 hin und predigte noch ein letztes Mal am 13. Juli. Zwei Tage später schrieb er an Huber, man wolle ihn bestimmen, einen Kurort aufzusuchen. „Das will nun ich eben nicht, da ich fest glaube, dass es nichts nützt. Was will man flicken und die Qual des Lebens verlängern? Seit Wochen nimmt die Fähigkeit zum — Essen bei mir ab. Es liegt ein harter, aussen greifbarer Knollen auf meinem Magen, zunehmend an Härte und Grösse. Esse ich endlich einmal aus Hunger wieder, so muss ich schier verzappeln. Mit welcher Unlust und Anstrengung alles hiebei getan wird, ist zu begreifen." In der folgenden Woche meldet er: „Mit mir gilt's endlich einmal Ernst. Der Arzt erklärt mir heute, ich müsse einen zweiten Arzt beiziehen. Die Theorie erklärt die Magenverhärtung für unheilbar, ja für ein ‚fürchterliches Uebel', an dem die Kranken ‚verzweiflungsvoll' sterben müssen. Ein Schlagfluss, ein Blutsturz oder ein Zehrfieber können einzig etwa die Leiden abkürzen ... Die Beängstigung, der Krampf, der Schmerz und die Unfähigkeit zu essen steigen fast täglich."

Er musste nun allen Amtsgeschäften entsagen und begab sich auf Hubers Zuspruch hin, um Heilung zu suchen, nach Zürich. Doch auch die dortigen Aerzte konnten ihm nur vorübergehend einige Erleichterung verschaffen, dem Hauptübel aber nicht beikommen. „Ich lebe mitunter schrecklich bange Stunden," berichtet er dem Freund am 6. August. „Nur auf anhaltendes Gebet tritt etwa wieder Seelenruhe ein. So ein nagender, würgender Feind im Mittelpunkte des Lebens ist ein Ding, das durch keine Vorstellung zu bezwingen ist. Bricht's nicht bald ein wenig, so muss ich nach Hause zurück; ich könnte nicht hier allein verzappeln." Noch aus Zürich richtete er am 29. August einen längeren Brief an seine Schwester und bemerkte darin über seinen Zustand: „Die Aerzte sagen, dass das Uebel stille stehe. Dass es bisher nicht gewichen, merke ich ausser an den Schmerzen namentlich an der Essensnot." Schon am 9. September aber befand er sich, von den Doktoren aufgegeben, wieder in St. Gallen und schrieb, zum letzten Mal, an Huber: „Nur zwei Worte — erstlich des Dankes für Deine Anerbietung, die aus dem unversieglichen Quell Deiner bewährten Freundschaft floss, — zweitens der Ablehnung, indem an ein Weg-

gehen von Hause nicht mehr zu denken ist. Die Magen- und Darmverhärtung nimmt mit einer seltenen Raschheit überhand, so dass ich von Zürich mit der Erklärung, es sei nichts mehr für mich zu tun, entlassen wurde. Ein Zehrfieber, das an mir nagt, ist vielleicht imstande, mir die Qualen abzukürzen."

Doch noch einen vollen Monat musste Bernet leiden. Dann brachte eine hinzutretende Unterleibsentzündung nach letzter schwerer Pein am 13. Oktober des Morgens die Erlösung. Die Sektion ergab ein grosses Magengeschwür; dazu war der Magen mit der Leber verwachsen und die Milz degeneriert. Am 16. Oktober, nachmittags, fand die Beerdigung statt.

* * *

In Bernet verband sich mit vielseitiger Begabung und edler Begeisterung ein starker Wille, der ihn die aus körperlicher Schwäche und langjährigem Leiden entspringenden Hemmnisse überwinden liess und ihn zu erfolgreichem Wirken für seine Ideale in Wissenschaft, Kunst und Religion befähigte. Sein Charakter und Wandel war nach dem Zeugnis der Predigerbiographie ohne Furcht und Tadel. Neben seinem Vater, dem verständigen, im praktischen Erwerbsleben sich betätigenden Manne, der mit Recht als eines der eigenartigsten Originale seines Geschlechtes bezeichnet worden ist, steht er, der schwärmerische, im Ideenhimmel lebende Sohn, als eine ebenbürtige, charaktervolle Persönlichkeit, von der eine starke Wirkung auf ihre Umgebung ausgegangen ist.

Wie hinreissend seine lebendige Rede, zumal in Stunden geistiger Erhebung, gewirkt haben mag, davon geben die mitgeteilten Briefe eine Vorstellung. Aber nicht nur auf der Kanzel, sondern auch im alltäglichen Leben machte sein ganzes Wesen, vielleicht gerade durch den Kontrast von geistiger Kraft und leiblicher Schwäche, auf empfängliche Naturen tiefen Eindruck. Anknüpfend an eine günstige Rezension von Bernets Predigten, die er gleichzeitig übersandte, und mit Anspielung auf einen kürzlich empfangenen Brief [1]), rief ihm Huber am 23. Oktober 1834 zu: „Setz' Dich und schreibe mit Macht und Kraft. Willst Du zuwarten, bis Dir der Himmel das Tintenfass reicht? Ist's nicht genug, dass er Dir Adlersschwingen gegeben? — Schreibt man denn wirklich nur aus dem Tintenfass, nicht aus Herz und Geist heraus? — Lass die andern Staub essen, die uns so viel Staub aus ihrem innern Schatze zuwerfen. Staub ist für sie gemacht, für Dich der tiefe blaue Himmel mit seinen Sternen, mit seiner Sonne und seinem Purpurgewand und der Geist, der in der Welt waltet und im Menschen sich wiederspiegelt, — das ist für die Seher, für die Männer Gottes, denen der grosse Ordner Dich zugesellt hat.

Wie geht es doch den gewöhnlichen Menschenkindern, wenn sie bei Dir sind? Ich verstumme allemal und werde blöde, wie neulich wieder, und doch ziehe ich eben von Dir meinen Teil. Ich tröste mich mit den andern Kreaturen der Erde, die ihr Haupt neigen und auch verstummen und matt werden während des Tags, wenn die Himmelskönigin regiert, und doch, wenn sie vorübergegangen und der stille Abend kommt, ihr die neue Belebung und Kraft verdanken. Drum ziehet Gott so oft einen Wolkenschleier vor die Sonne und ruft sie Abend um Abend weg, auf dass die Geschöpfe der Erde gesättigt und gestärkt, nicht nur betäubt werden." Einige Wochen später (am 9. Dezember) schloss er ein begeistertes Lob auf den Wandsbecker Boten mit den Worten: „Darum bist Du mir so herzlich lieb, mein Teurer, weil Du eben auch so eine lebendige Quelle bist, die Gott gesetzt hat, ringsum zu beleben, zu erquicken, zu segnen."

[1]) Vom 12. Oktober 1834, s. oben S. 31.

Und auch Fernerstehenden, die den kranken Bernet besuchten, erging es ähnlich wie dem begeisterten Freunde. „Unsere neuliche Unterhaltung mit Heim“, schreibt Huber am 4. März 1835, „hätte ich noch ein paar Stunden fortsetzen mögen. Es wurde mir überhaupt ganz wohl bei Dir. Im Nachhausegeh'n sagte Heim, was ich schon oft dachte und sagte: Es sei merkwürdig mit Dir; Gott habe Dich gewiss noch zu etwas Besonderm aufbehalten und habe Dir absichtlich für einige Zeit Schweigen auferlegt. Mir däucht, man müsste blind sein, wenn man das nicht merkte. — Geduld, Geduld! Bald wird der Ruf an den Seher und Propheten ergehen: Mache Dich auf!“ . . .

Noch bestimmter bringt Huber diese Auffassung zum Ausdruck in einem Brief vom 3. April des gleichen Jahres: „Mir scheint, Gott gebe uns Menschen gewisse Lehrer, die er selbst dazu eingesetzt hat, welche selbst ihre Zeit und deren Gebrechen ganz kennen und nun wieder, aus dem Schatze ihres Herzens Altes und Neues hervornehmend, die neue, die da kommen soll, vorbereiten und einführen, die gleichsam den Mutterwehen nachhelfen und als Hebammen das Kindlein empfangen. Und Du scheinst mir ein solcher zu sein, bist ein solcher wenigstens mir ganz gewiss.“

So überschwänglich solche Aeusserungen eines Mannes, der über andre Dinge sehr vernünftig urteilte, klingen mögen, etwas Richtiges liegt ihnen zu Grunde, das Verständnis dafür, dass Bernet nicht eine alltägliche Erscheinung und in manchem seiner Zeit vorausgeeilt war. Das Urteil über die Neuerungen, die er auf theologischem Gebiet anregte, und über seine Auffassung von Religion und Christentum würde heute wesentlich anders als beim Grossteil seiner Zeitgenossen ausfallen. Auch der Herausgeber von Bernets Nekrolog auf Scheitlin stimmt im Grunde mit Huber überein, wenn er im Vorwort die geistige Verwandtschaft zwischen dem Lehrer und seinem einstigen Schüler hervorhebt und von ihnen sagt: „Beide sahen weiter als die meisten ihrer Umgebung, beide strebten weiter als sie.“ Gerade der Vergleich mit Scheitlin, dem, solange er lebte, die führende Stellung im Geistesleben seiner Vaterstadt zukam, kann am ehesten zu gerechter Würdigung Bernets führen. Nicht als blosser Nachahmer seines Lehrers, sondern als dessen selbständiger und erfolgreicher Mitarbeiter darf er bezeichnet werden, und wenn Scheitlin durch erstaunliche Vielseitigkeit ausgezeichnet war, so hat vielleicht Bernet gerade durch die Beschränkung, zu der sein leidender Körper ihn zwang, tiefere und nachhaltigere Wirkung erzielt.

„Die Ersten — die Letzten.“
Vignette zu Bd. II der „Geschichtlichen Unterhaltungen“. Nach Stich von J. J. Bernet.